Apologie des Misvergnügens und Uebels.

Von

Adam Weishaupt

Herzoglich Sachsen Gothaischen Hofrath.

L. M.

Non ignara mali, miseris succurrere disco.

Frankfurt und Leipzig,
1787.

M. — P.

Dem

Freund seines Herzens

dem

Hochwürdigen, Hochgebohrnen

Franz

des H. R. R. Grafen

von

Starhemberg

des

Hohen Domstifts zu Eychstädt

Domicellaren

widmet diese Blätter als ein Denkmal

seiner

innigsten Verehrung und Freundschaft

der Verfasser.

Einleitung.

Wenn ich beym Tacitus die Rede des Suilius lese, die Vorwürfe, die er einem der vorzüglichsten Schriftsteller der stoischen Philosophie, einem Seneca macht: wie er ihn beschuldiget, daß er mit Prinzessinen in einer ehebrecherischen Vertraulichkeit gelebt, durch eine vierjährige Fürstengunst ein Vermögen von zehen Millionen und 50000. Thalern erworben habe, daß er allen reichen Verlassenschaften nachgestellet, der Universalerbe aller Reichen ohne Erben geworden, und Italien mit seinen Zinsen zu Grunde gerichtet habe, und dann die

Schriften dieses Mannes, seine Lehren mit seinen Thaten vergleiche, so weis ich nicht, was ich denken soll: ich muß zur Ehre der Weltweisheit vermuthen, daß diese Beschuldigungen helle Verläumdungen seiner Feinde seyen. Aber wenn ich sodann seine niederträchtige Trostschrift an einen der schändlichsten Menschen seiner Zeit, an den freygelassenen Polibius, seine Lobeserhebungen, und kriechende Schmeicheleien gegen diesen sowohl als den elenden Claudius aufmerksam durchlese, so kann ich nicht mehr läugnen, so werden mir alle Beschuldigungen glaubbar, und ich muß gestehen, daß Seneca den Namen eines Weltweisen in einem hohen Grad entehret habe. Ich finde sogar, daß die Feinde der Philosophie dadurch berechtiget werden, ihre Lehren und Grundsäze zu verschreien.

Noch eine andere Beschuldigung gegen die Weltweisheit kann aus der römischen Geschichte des Dio Cassius genommen werden. Dieser erzählt im 47. B. 49. Cap. der iüngere Brutus, dieser eifrige Anhänger und Verehrer der Weltweisheit habe nach der unglücklichen Schlacht bei Philippi, seine Gesinnungen in einer Rede geäusert, die vermuthen liesse, er habe gänzlich an der Macht und dem Werth aller Tugend verzweifelt: Er habe mit dem Hercules ausgeruffen:

Ω τλημμων αρετη, λογος αρ' ησθ'! Εγωγε σε ὡς εργον ησκουν· συ δ' αρ' εδουλευες τυχη.

O unglükliche Tugend! du wärest also ein leeres Wort; ich glaubte, du wärest ein würkliches Gut: und du bist eine Buhlerin des Glüks.

 Diese

Diese Rede in dem Munde eines solchen Mannes, der mit der Weltweisheit so vertraut war, an dem Rande seines untadelhaften Lebens, nach so vielen glüklich ausgestrittenen Widerwärtigkeiten, fällt sehr auf. Ein solches Beispiel muß würklich bei schwächern Menschen, bei den Gegnern der Philosophie häufige Zweifel erwecken, ob denn Weltweisheit im Unglük und anderen widrigen Vorfällen des Lebens, wo man ihrer am meisten benöthiget ist, würklich den Nutzen gewähre, den sie verspricht; ob es wahr sey, daß sie das Gemüth über Unglüksfälle erhebe; ob der Fehler nicht mit grösserem Recht, in dem unbefriedigten und mangelhaften ihrer Lehren, als in dem Betragen ihrer Bekenner gefunden werde.

Diese Zweifel gegen die Macht der Tugend erhalten noch mehr Stärke, wenn ich auf das Betragen der Menschen in unseren heutigen Zeiten den Blik werfe, in diesen Zeiten, wo die Vorschriften der Vernunft noch überdieß durch die Gründe der Religion bestärkt und unterstüzt werden. Wenn ich diese Menschen nach ihren Worten beurtheile, so wäre Tugend diejenige Eigenschaft, die unter ihnen am häufigsten gefunden würde. Niemand ist, der sich nicht vollendet glaubt, der dieses so oft sinnleere Wort nicht unaufhörlich im Munde führt. Wir hören davon in den frühesten Jahren unserer Kindheit. Tugend ist das einzige und vorzügliche Geschäft unserer Erzieher. — Aber schaue ich sodann, wie sich Menschen in entscheidenden Gelegenheiten betragen, auf das, was sie thun, auf ihre so allgemeine Klagen vom

menschlichen Verderben und Elend, auf die Würkungen, die eine so allgemeine Tugend auf der Erde hervorbringen müste, auf die Vollkommenheit, Zufriedenheit, Glükseeligkeit der Menschen, auf den Geist der Liebe, der sie beseelet, auf die Aufopferungen, deren sie fähig sind, auf die Macht und Herrschaft ihrer Leidenschaften, die sie äusern, auf die Uneigennüzigkeit, mit welcher sie handeln, auf die Rechtmässigkeit ihrer Handlungen, auf die Reinigkeit ihrer Absichten, auf die Schiksaale, welche dem Tugendfreunde zu Theil werden, auf die Achtung, die ihm widerfährt, auf die Entschlossenheit, auch in Widerwärtigkeiten die Tugend nicht zu verkennen, ihr unabänderlicher Bekenner troz aller Stürme und Gefahren zu bleiben — wenn, sage ich, ich sodann auf das alles schaue, wie es auch seyn muß: so finde ich gar keine Tugend, so

ist

ist sie ein Fremdling unter den Menschen, so erscheinet sie als ein Traum der Schullen, als eine Forderung, die unsere Kräften übersteigt: Religion und Weltweisheit arbeiten ohne Erfolg: die Weltleute haben recht: gute Grundsäze fangen an zu wanken, und man steht im Begrif, sich auf die entgegengesezte Seite zu schlagen: Socrates erscheint als ein Schwärmer, und Seneca verdient keinen Tadel.

Auch mich haben diese Zweifel beunruhigt. Ich war mehr als einmal in der sehr nahen Gefahr, zu unterliegen, und ihre Uebermacht zu erkennen. Noch zu unverdorben, um auf einmal das Böse zu erwählen, und oft zu schwach und unkräftig, die entgegengesezte Reize aufzuwägen, habe ich mich oft in einer sehr quälenden Gemüts-

mütslage befunden, die man selbst fühlen muß, um darüber zu urtheilen. Aber der Vorsicht sey es gedankt, ich habe mich noch immer aufrecht erhalten, ich kenne nun aus eigener Erfahrung die Schwierigkeit dieses Kampfes: ich kenne die Waffen, und ich kenne die Stärke des Angriffs. Ich weis, wo unsere Schwäche liegt, und welcher Verstärkungen sie benöthiget ist. Ich weis, was ich mir selbst sagen muste, um mich aufzurichten, und zu stärken. Ich habe den wohlthätigen Erfolg erfahren: und zur Stärkung aller, die in gleicher Gefahr stehen, will ich es unternehmen, diese Grundsäze aus dunklen Gefühlen, so gut ich es vermag, zur Deutlichkeit zu erheben, und andern zum gefälligen Gebrauch darzustellen und vorzulegen.

legen. Ich wähle die Form eines Gesprächs, weil diese Gedanken ein würkliches Gespräch im Inneren meiner Seele waren. — Das Gespräch der Sinnlichkeit mit der Vernunft, der Philosophie mit mir selbst.

Diesen Vorwürfen, die ich oben angeführt habe, suche ich durch diese Schrift zu begegnen. Ich will beweisen, daß, wenn die Weltweisheit keine Seelenruhe gewährt, dieser Mangel mehr in ihren vorgeblichen Bekennern, als in ihr selbst liege; daß diese sich ihre Lehren nicht so eigen gemacht haben, als sie sollten, um diese Früchte zu ärndten; daß nicht iede Erkenntnis dazu führe; daß diese Lehren nicht tief genug in ihre Seele gedrungen; daß Cato und Brutus in dem Augenblick ihrer

Selbst-

Selbstentleibung nichts weniger als Weltweise gewesen seyen. Der Leser mag urtheilen, ob ich meinen Zweck erreicht habe, ob und in wie weit mir mein Vorhaben gelingen werde. Ich mache keinen Anspruch auf neue Entdekungen: denn alle Säze, die ich hier vortrage, sind sehr alt, tausend grössere und bessere Menschen haben sie vor mir gesagt. Ich mache keine Ansprüche auf schriftstellerischen Werth und Ansehen, denn ich weis, welche Hindernisse sich dagegen vereinigen. Aber das glaube ich versichern zu können, daß sich schwerlich noch ein anderer Schriftsteller so viele Mühe gegeben, die wohlthätigen Absichten verschiedener Uebel zu erforschen, und sie unter einem einzigen allgemeinen Gesichtspunkt darzustellen. Dies ungeheuchelte Zeug-

Zeugniß darf und kann ich mir selbst geben, daß diese Schrift mehr aus dem Herzen als Kopf geschrieben, daß die darinn vorgetragene Grundsäze mehr empfunden als gedacht seyen; daß ich ihre Wahrheit aus der Erfahrung kenne, und deren mehrere bei iedem Saz nahmhaft machen könnte, daß es mir ein leichtes seyn sollte, die Originalien zu nennen, die mir diese Kopien und Resultate geliefert haben. — Nach diesen Gesichtspunkt wünsche ich beurtheilet zu werden, nach der Würkung, die diese Gedanken in den Gemüthern meiner Leser hervorbringen. Sollte ich dadurch einem einzigen Leidenden nur eine einzige Stunde das unangenehme seiner Lage versüssen, bei ihm den Gedanken erwecken, daß sein Leiden würklich zu etwas gut sey, ihn dadurch

durch stärken, und sein Vertrauen auf die Vorsicht vermehren; O! dann bin ich hinlänglich belohnt; dann wäre es der Mühe werth, in den Lagen und Umständen zu leben, die diese Grundsätze erzeugen.

Erstes

Erstes Gespräch.

Ich.

Wenn sich von dem Aeussern auf das Innere schliessen läßt, wenn sich die Bewegungen der Seele in unsern Mienen und Gebärden abdruken: so verkündigt diese deine Miene eine Niedergeschlagenheit deines Geistes. Du liegst im Streit mit dir selbst, und schwarze Vorstellungen haben sich deiner Seele bemächtiget.

Der Leser.

Du irrest dich nicht. Ich werde seit einiger Zeit von düstren Gedanken geplagt. Diese werfen etwas finsteres und ungeselliges auf mein ganzes Betragen.

Ich.

Ich kenne diesen Zustand aus eigener Erfahrung: man befindet sich dabei sehr übel.

Der Leser.

Niemand so sehr als ich.

Ich.

Warum säumst du, dich davon zu befreien?

Der Leser.

Wenn man das nur sogleich könnte.

Ich.

Jeder kann das, wenn er will.

Der Leser.

Ich will es, und kann es nicht.

Ich.

Und du willst es ernstlich? mit gehöriger Anstrengung?

Der Leser.

Wer soll sich nicht alle Mühe geben, sich vom Misvergnügen zu befreien?

Ich.

Und kömmst mit aller Anstrengung nicht damit zu Stand?

Der

Der Leser.

Wie du siehst.

Ich.

Unmöglich! entweder vermögen alle Menschen ohne Ausnahme gar nichts über ihre Leiden, über ihr Glück oder Unglück: ein unvermeidliches Schiksaal bestimmet unser Leiden: oder du hast falsche unwürksame Mittel ergriffen, um dich vom Schmerz zu befreien. Ich kenne keinen dritten Fall, der möglich wäre.

Der Leser.

Kannst du machen, daß das Feuer nicht brenne, dein verstorbener Freund noch lebe, die Verachtung Ehre bringe, daß Beleidigungen Wohlthaten seyen, daß Armuth Ueberfluß gebe, daß ein bevorstehendes nahes unvermeidliches Uebel nicht bevorstehe, daß ich im Besiz meiner verlohrnen Stelle bleibe? Kannst du der Natur und der Ordnung des Ganzen gebieten, daß ihre Begebenheiten erfolgen, wie ich sie wünsche?

Ich.

Du nimmst also das erste an, daß Gegenstände ausser uns alles über uns vermögen;

mögen; daß wir uns bloß allein leidend verhalten; daß wir gar keine eigene Kraft haben, um entgegen zu würken?

Der Leser.

Das mus ich in den meisten Fällen so lang annehmen, als meine Natur diese Einrichtung hat, die ich mir nicht selbst gegeben habe; als Gegenstände ausser mir diese Eigenschaften haben, wodurch sie diese Veränderungen in mir hervorbringen.

Ich.

Wenn wir nichts über die Gegenstände ausser uns vermögen, so sind wir elender als Thiere. Wir haben höhere Kräfte, um häufigere Uebel vorzusehen, und wir sind unvermögend, sie von uns zu entfernen. Scheint es dir nicht, daß sodann alle Besserungs-Anstalten der Menschen unnüz und überflüßig seyen? Wenn die Eindrüke der äussern Gegenstände über Menschen alles vermögen, was wollen wir sodann mit unsrer Erziehung, Moral, Religion, Regierung? Scheint nicht die ausserordentliche Thätig- und Geschäftigkeit der Menschen, um unangenehme Eindrüke zu vermindern,

mindern, der Erfolg selbst, mit welchen sie dieses auf mancherlei Art bewürken, das Gegentheil zu beweisen?

Der Leser.

Es ist eben nicht nothwendig, daß Menschen in allen Vorfällen von den Eindrüken der äusseren Gegenstände abhangen. Mir ist es genug, daß solches bei den meisten geschehe.

Ich.

Dazu würde erfordert, daß es Gegenstände gäbe, welche bei allen Menschen zu allen Zeiten, unter allen Umständen dieselbige unangenehme Würkung nothwendig hervorbringen müsten!

Der Leser.

Solche Gegenstände giebt es auch.

Ich.

Du sollst Recht haben, wenn du mir einige davon namhaft machen kannst.

Der Leser.

Der Tod.

Ich.

Ist der Tod ebenfalls ein Uebel für den, dem das Leben unerträglich wird?

Der Leser.

Dieser sehnt sich darnach.

Ich.

Wird dein Tod deinem Feinde, dem, der auf deine Stelle lauert, Schmerz verursachen?

Der Leser.

Dieser freut sich darüber.

Ich.

Wird der Tod demienigen ein Uebel scheinen, der ihn als das Mittel zu einem bessern Leben betrachtet?

Der Leser.

Diesem, iemehr er sich von den Freuden der Zukunft überzeugen wird, muß die Verzögerung des Todes zur Qual werden.

Ich.

Wenn der Tod ein für alle Menschen so empfindliches Uebel ist, warum trinkt Socrates den Gift-

Giftbecher mit dieser Gelassenheit? Warum fallen Cato und Brutus in ihre Schwerder? Warum sehnt sich der Krieger nach Schlachten und Gefahren? Warum wollen die Frauen der Hindoos den Tod ihres Mannes nicht überleben? — Der Tod ist also nicht für alle Menschen ein Uebel. Das unangenehme des Todes kann also nicht in dem Tod selbst gesucht werden. Es muß einen andern Grund haben. Es muß darauf ankommen, wie man sich solchen vorstellt. — Nenne mir ein anderes Uebel, das allgemein zu allen Zeiten quälend wäre.

Der Leser.

Physischer, körperlicher Schmerz. —

Ich.

Lies die Geschichte der ersten Bekenner des Christenthums, die Würkungen des Fanatismus, die Abtödtungen der Klosterleute, den hohen Muth eines Mucius; und du wirst finden, daß sich die Seele über die Qualen des Körpers erheben könne. — Kennst du noch ein drittes allgemeines Uebel?

Der Leser.

Die Armuth.

Ich.

Kann man ärmer seyn, als die Wilden?

Der Leser.

Man vermisset leicht, was man nie gekannt hat.

Ich.

So schau also auf den Aristides, Cincinatus, Curius, Fabricius. Diese kannten die Reichthümer, schlugen sie aus, und erwählten eine freiwillige Armuth. Was diesen kein Uebel schien, kann unmöglich ein allgemeines von der menschlichen Natur untrennbares Uebel seyn. Du kennst also nichts, daß durchaus unter allen Umständen bös wäre?

Der Leser.

Es würde dir abermal nicht schwer fallen, auch an diesen eine gute Seite zu finden.

Ich.

Alles Böse hat also auch seine gute Seite? — und wir haben das Vermögen uns diese oder iene vor-

vorzustellen? Was muß wohl der Erfolg seyn, wenn wir uns die gute vorstellen?

Der Leser.

Wir werden den Gegenstand begehren, sein Besiz wird uns vergnügen.

Ich.

Und wenn wir uns die böse vorstellen?

Der Leser.

So werden wir ihn hassen, verabscheuen. Er wird uns Misvergnügen verursachen.

Ich.

Die Gegenstände ausser uns sind also eben so geschickt, uns zu vergnügen, als Misvergnügen zu erweken?

Der Leser.

Ich kann es nicht läugnen.

Ich.

Und wenn wir mehr misvergnügt, als vergnügt sind?

Der Leser.

So scheint es, wir stellen uns die böse Seite öfter und häufiger vor als die Gute.

Ich.

Wenn wir uns nun bestreben wollten, die gute eben so oft und lebhaft vorzustellen?

Der Leser.

So würden wir vergnügter seyn.

Ich.

Das Misvergnügen liegt also nicht in den Gegenständen; wir sind keine Sklaven derselben. Es liegt in der Art, uns die Gegenstände vorzustellen, in unsrer Ideen Reihe, in der Stimmung unseres Geistes, in uns selbst. Wir sind die Quelle unseres Glüks, so wie unsers Unglüks.

Der Leser.

Es scheint so.

Ich.

Was müssen wir also thun um glükseeliger zu seyn?

Der Leser.

Unsern Gesichtspunkt verändern.

Ich.

Alles Misvergnügen entsteht also aus einem falschen Gesichtspunkt, aus einem Irrthum; und alles Vergnügen aus einem wahren Gesichtspunkt, aus Wahrheit?

Der Leser.

Aber können wir diesen Gesichtspunkt verändern, wie wir wollen? Die ganze Frage, ob wir Urheber unsres Glüks sind, scheint nun da hinaus zu gehen. Ich gestehe nun gerne ein, daß wir von den Gegenständen ausser uns nicht abhängen, daß vielmehr alles darauf ankomme, wie wir uns solche vorstellen. Aber ob das in unsrer Gewalt stehe, sie uns auf diese oder eine andere Art vorzustellen, dies ist, woran ich zweifle.

Ich.

Auch dieß ist in unsrer Gewalt. Wenn wir nicht vermögend sind, uns die gute sowohl als böse Seite eines Gegenstands vorzustellen, so ist es eben so viel, als ob wir von den äusseren Gegen-

genständen abhiengen. Alle Besserung und Bekehrung des Menschen ist unmöglich. Erziehung, Moral, Religion, und Regierung sind eitle Thorheit. Denn alle diese gehen und arbeiten dahin, den Menschen von Verirrungen abzuhalten, ihm unter den tausend möglichen Gesichtspunkten den wahren zu zeigen, den Zug der Obiekte, und den Eindruk der sinnlichen Gegenstände dadurch zu vermindern, daß sie andere bessere Eigenschaften erscheinen machen, die Aufmerksamkeit der Menschen auf sie richten; daß sie, im Falle diese natürliche Eigenschaften für einige zu schwach anziehen, sinnlichere Bewegungsgründe, Strafen und Belohnungen damit verbinden. Und was heißt das anders, als auf die Vorstellungskraft der Menschen würken, ihren Gesichtspunkt verändern? — Du selbst must dies ebenfalls aus eigener Erfahrung wissen. Wenn du auf dich Acht haben willst, so wirst du finden, daß du bei ieder Handlung mehr oder weniger Gründe und Gegengründe hast: du findest dich im Stande, diese untereinander zu vergleichen, zu wählen, dich zu dem einen oder dem andern zu bestimmen, die nähere oder die entferntere Folgen in Erwägung

zu ziehen. Du wirst finden, daß du vordem Sachen und Personen sehr heftig gehaßt, die du nach genauerer Bekanntschaft, nach veråndertem Interesse, folglich nach veråndertem Gesichtspunkt eben so lieb gewonnen; daß, wenn du andere zu deinen Absichten gewinnen willst, dein Bestreben dahin gehe, durch Darstellung eines neuen Gesichtspunktes die Vorstellungskraft anderer zu veråndern. Dieß kannst du noch ieden Augenblik selbst durch diese unsere Unterredung erfahren. — Du hast einen lebhaften Durst: hier steht ein Becher voll des schmakhaftesten Weins. Was wird nun geschehen?

Der Leser.

Ich werde trinken.

Ich.

Warum?

Der Leser.

Ich sehe in diesem Wein das Mittel ein dringendes Bedürfniß zu stillen.

Ich.

Nun will ich versuchen, ob diese Eigenschaft und Vorstellung für dich so viel anziehendes habe,

das

daß du dir diese vorhergesehene Lust schlechterdings nicht verweigern kannst.

Der Leser.

Es wird schwer seyn, dieses zu bewürken.

Ich.

Es ist Gift in diesem Becher. — Trinkst du noch weiter.

Der Leser.

Nimmermehr.

Ich.

Was hat nun auf einmal diesen Objekt seinen Zug genommen? Durstet dich weniger?

Der Leser.

Die schädliche Eigenschaft, die ich so eben gewahr werde, die Vorstellung, wodurch mir dieser Gegenstand aufhört, als Mittel zu meinem Zweck zu erscheinen. Mein Gesichtspunkt hat sich geändert, und mit ihm meine Lust.

Ich.

Hier siehst du verschiedene, dir gänzlich unbekannte Menschen. Sind diese Menschen gut

oder böse? Kannst du sie lieben oder hassen? Sind sie deine Feinde oder Freunde?

Der Leser.

Es wird nöthig seyn, sie näher zu kennen. Indessen sind sie mir gleichgültig.

Ich.

Aber dieser dein Landsmann kann dir unmöglich gleichgültig seyn?

Der Leser.

Ich wünsche durch dich mit ihm in Bekanntschaft zu kommen.

Ich.

Weißt du aber, daß es K — — ist?

Der Leser.

Der Mann von dem man mich versicherte, daß er das meiste zu meinem Untergang beigetragen habe?

Ich.

Derselbige. Du warst im Begrif, dich ihm in meiner Gesellschaft zu nähern. Warum trittst du auf einmal zurük?

Der

Der Leser.

Kannst du verlangen, daß ich mich meinem Feinde nähere?

Ich.

Kennst du diese Schrift?

Der Leser.

Es ist die Hand meines engsten Freundes. Ich kenne sie genau.

Ich.

Lies, was er schreibt.

Der Leser.

Soll es möglich seyn, daß sich meine Lage ändern wird? Daß ich diese meine Wiederherstellung diesem K — — — zu verdanken habe? Es mus also falsch seyn, daß er meinen Sturz befördert habe?

Ich.

Deine Abneigung gegen ihn scheint sich zu vermindern?

Der Leser.

Willst du, daß ich meinen Wohlthäter hasse?

Ich.

Ich.

Wie aber, wenn dieser Brief erdichtet, von deinem Freund zu dieser bestimmten Absicht geschrieben wäre?

Der Leser.

Ich weiß nicht mehr, was ich glauben soll. Ich werde gewahr, daß man mich zum besten hat.

Ich.

Nun bitte ich dich, geh in dich selbst zurük. In derselbigen Minute war dir dieser Mann sehr gleichgültig. Dann wurde er dir lieb. Durch seinen Namen wurd' er dir verhaßt: Der Brief deines Freundes hat dich für ihn eingenommen: Nun hättest du neue Lust, ihn abermal zu hassen, aber er wird dir gleichgültig werden, wie er vordem war, sobald ich dir sage, daß dieser Mann nichts weniger als K — — sey. Ist es möglich, daß derselbige Mensch in einem so kurzen Zeitraum in dir so entgegengesezte Bewegungen hervorbringe?

Der Leser.

Aber du hast mir auch diesen Mann aus sehr entgegengesezten Gesichtspunkten dargestellt?

Ich.

Dies ist eben, was ich von dir hören wollte. Du sollst mir eingestehen, daß es in unsren Leiden und Freuden nicht so fast auf die Sache selbst ankomme, als auf das, was wir uns an ihr vorstellen, welche Beziehung sodann die vorgestellte Eigenschaft auf unsre übrige Wünsche und Erwartungen habe.

So verhält es sich mit allen übrigen Gegenständen deines Vergnügens oder Misvergnügens. Es kommt darauf an, von welcher Seite du dir solche vorstellst: und du wirst sie dir allzeit von der Seite vorstellen, wo ein Interesse dich wekt, wo sie sich am ehesten mit deinen übrigen Wünschen vertragen. So siehst du an deinem Feinde keine Tugenden, und an deinem Freunde keine Mängel. Der Wandersmann in der Fabel schmähte auf den Wind, so lang er an ihm nichts weiter als ein Hinderniß seiner Reise gewahr wurde: aber er änderte sogleich sein Urtheil, sobald er erfuhr, daß eben dieser Wind die gegen ihn losgedrükte Pfeile abgewandt, und ihn vom Unter-

gang

gang gerettet habe. Bei uns hat das Geld einen hohen Werth; denn es stellt Dinge vor, die wir suchen. Der Wilde kennt diese Eigenschaft des Geldes nicht, und er ist gleichgültig dagegen: mancher Fromme sieht gar vollends in dem Geld Hindernisse seiner Seeligkeit, er sucht sich davon los zu machen, und erwählt freiwillige Armuth. — Worinn liegt also alle Stärke, um auf Menschen zu würken? Nicht in der Veränderung der Obiekte: diese bleiben, wie sie sind. Sie liegt mehr in der Veränderung ihrer selbst, in der Kunst, ihre Aufmerksamkeit auf andere Eigenschaften dieses Gegenstandes zu lenken, ihre günstige oder widrige Beziehung auf die Befriedigung unsrer Grundtriebe zu entwiklen. Dahin geht alle Kunst des Lehrers, des Redners, des Staatsmannes, des Gesetzgebers. Die Gesichtspunkte, die Zwecke, das Interesse verändern, dies ist, was die Gegenstände verändert, was Leid mit Freude, was Vergnügen mit Misvergnügen verwechslen, was das Glük oder Unglük der Menschen bestimmen kann. Wenn diese so verschiedene Vorstellungsart nicht wäre, wie könnte es geschehen, daß der eine sich freuet,

wo der andere leidet, daß der eine begehrt, was der andere verabscheut, daß der eine verehrt, was der andere verlacht? Nun vergleich einmal das so verschiedene Betragen eines Spartaners und Sybariten, eines Atheisten und Deisten, eines Epikurers und Stoikers, eines Diogens und Aristipps, Heraclits und Democrits, eines Charteusers und eines Weltmanns, eines Herrenhuters und eines Hofiunkers, eines Inspirirten und eines Freigeistes; und wundere dich, wenn du kannst.

Ich denke, diese Beispiele sollen Dir beweisen, daß wir Dinge suchen, oder fliehen, insofern wir uns solche vorstellen, daß unsre Handlungen durch den Willen, und dieser durch die Vorstellungs-Kraft bestimmt werde; daß sich die Dinge ausser uns auf mancherlei Art vorstellen lassen, unter mancherlei Beziehungen zu sehr verschiedenen Zweken, durch Sinne, oder Vernunft, in ihren nähern oder entferntern Folgen; daß nicht iede dieser Vorstellungsarten gleich viel Vergnügen oder Misvergnügen hervorbringe; daß wir also nicht allein von den Gegenständen ausser uns abhangen, daß ungleich mehr auf

auf die Stimmung unsers Geistes ankomme: daß zum wahren und dauerhaften Vergnügen nöthig sey, uns diejenige Stimmung zu geben, durch welche widrige Dinge begehrungswerth werden; daß die Dinge ausser uns sich in dem Maas verändern, als wir uns verändern; daß der, so häufiges Mißvergnügen empfindet, diese wohlthätige Stimmung des Geistes nicht habe; daß Menschen verkehrt handeln, weil ihre Gesichtspunkte verkehrt sind; daß endlich der einzige Weg sey, um Menschen zu bessern, auf ihre Vorstellungskraft zu würken, ihre Grundsäze zu erforschen, schädliche zu untergraben, bessere an ihre Stelle zu sezen, und in diesen eine Fertigkeit zu gründen. — Wir kommen, wie ich hoffe, in diesen Säzen überein. Wenn nun die Ueberzeugung davon bei dir lebhaft und vollkommen ist, welche Würkung müssen diese Säze bei dir hervorbringen?

Der Leser.

Ich denke, weil ich durchaus Vergnügen suche, und nun durch dich erfahren habe, daß die Quellen des Vergnügens innerhalb mir selbst sind, daß alles auf die Art ankomme, wie ich mir die Gegenstände vorstelle; so wird es nöthig seyn, daß ich mich selbst, meine Grundsäze und Gesichtspunkte, nach welchen ich handle, genauer erforsche. Ich muß dir aber gestehen, daß ich meine sowohl als die verschiedene Grundsäze der neuern und ältern Systeme so zimlich kenne. Unter diesen Vielen solte doch wohl eines das wahre seyn: aber weder das eine noch das andere gewährt mir was ich verlange, was du mir verheissen hast.

Ich.

Wirst du mir eingestehen, daß jede Ursache ihre bestimmte ihr allein eigene Würkung habe: daß diese von ihr nicht könne getrennet werden; daß ich von dem Daseyn der Würkung auf das Daseyn der mit ihr verbundenen Ursache mit grosser Zuversicht schliessen könne, ob ich gleich die Ursache nicht deutlich gewahr werde?

Der Leser.

Ich sehe noch nicht, wo du hinaus willst; ein Beispiel würde mir die Sache klar machen.

Ich.

Dis sollst du auch haben. Es war den Griechen darum zu thun, daß sie mit Gewisheit erfahren, ob Ulisses, der den Sand pflügte, würklich seine Vernunft verlohren habe, oder ob es blosser Vorwand wäre. Palamedes legte ihm seinen Sohn in den Weg. Ulisses trieb den Pflug um ihn herum, und Palamedes schloß daraus, daß die Thorheit des Ulisses eitle Verstellung sey. Er schloß dieß, weil er die Würkungen nicht sahe, die der Verrükung eigen sind. — Noch ein Beispiel. Die Griechen kannten den kriegerischen Geist des Achilles, sie hörten, daß er in Scyrus in Weibskleidern verborgen sey. Ulisses kommt nach Scyrus als Kaufmann. Er legt seine Waaren aus: unter diesen befinden sich auch Waffen. Achilles greifft vor allen Waaren nach diesen allein, und Ulisses erkennt

den Achilles an den Waaren, die er ergreift. Er schließt von der Würkung auf die Ursache. — Verstehst du nun meinen obigen Saz? Es ist dieselbe Regel, derer sich ieder Menschen-Erforscher bedienet.

Der Leser.

Ich begreife ihn sehr wohl, und ich mus mit dir einverstanden seyn.

Ich.

Wir sagten oben, es gäbe einen Gesichtspunkt, der Vergnügen zur Folge hätte. Wo dieser Gesichtspunkt wäre, müste nothwendig Vergnügen vorhanden seyn, und nicht iedes, sondern dauerhaftes Vergnügen, denn von diesem ist hier ganz allein die Rede.

Der Leser.

Das sagten wir.

Ich.

Nun fühlst du aber Misvergnügen.

Der Leser.

Das fühle ich.

Ich.

Ich.

Kann Misvergnügen die Folge dieses Gesichtspunktes seyn, von dem wir so eben gesprochen haben?

Der Leser.

Deinem obigen Unterrichte zufolge ist es die Folge eines andern, eines falschen Gesichtspunktes, denn aus der Würkung erkenne ich die Ursache. Diese läst sich nicht verläugnen, sie ist ihrer Würkung durchaus ähnlich.

Ich.

Also ein vergnügender Gesichtspunkt kann unmöglich Misvergnügen hervorbringen? und wo Misvergnügen als Würkung sichtbar ist, da mus in der Seele eine Stimmung als die erzeugende Ursache vorhanden seyn, die nur Misvergnügen hervorbringt: und dieses Misvergnügen kann nur darum vorhanden seyn, weil diese Ursache vorhanden ist? mit dieser Ursache muß es verschwinden?

Der Leser.

Ich fühle mich in der Enge. Es ist schwer, diese Folgen zu läugnen.

Ich.

Weist du noch einen andern Ausweg, um diesen Vortrag zu entkräften?

Der Leser.

Wenn es wahr ist, daß die Würkung nach der Ursache sich richte; daß die Ursache unsres Leidens der Gesichtspunkt sey, den wir haben, daß mit einem andern Gesichtspunkt das Vergnügen eben so wesentlich verbunden sey, als mit diesen das Misvergnügen, wie ich dir schon eingestanden habe, so giebt es keinen weitern Ausweg.

Ich.

So ziehe auch ohne Scheu die Folge, die sich daraus ergiebt. — So darfst du also auch sicher glauben, daß du noch nicht seyest, was man seyn mus, um diese Würkung an dir gewahr zu werden. Du darfst sicher glauben, daß in iedem Augenblik deines Misvergnügens sich solche Grundsäze deiner Seele bemächtiget haben, und darinn die herrschende geworden sind, die keine Lehren der Vernunft sind. Engere Zwecke und Leidenschaften erfüllen sodann deine Seele. Diese bringen diese Würkungen hervor. Du kennst also entweder die

wahre

wahre Grundsäze gar nicht, oder nur zum Theil, oder du kennst sie sehr schwach. Das eine sowohl als das andere ist so viel als nicht wissen. Jede Erkenntnis, welche nicht zur Besserung deines Karakters beiträgt, welche nicht deine Seelenruhe vermehrt, ist falsche oder todte Erkenntnis. Sie hat Eitelkeit, Begierde zu glänzen, andere zu übertreffen, Vorwiz, oder Sorge für deinen Unterhalt zum Grunde, und sie wird dich quälen, sobald diese Zwecke nicht erreicht werden; sobald sie dich quält war einer dieser Zwecke die geheime Absicht deines Wissens. Deine Wissenschaft kann also gar leicht die Welt in Erstaunen sezen, und du kannst dabey gar wohl ein unwissender, ein Thor seyn. Denn du weist dieses erkennbare nicht, wie und warum man es wissen sollte, wie es seine ihm so eigene Würkung hervorbringt. Dein Wissen ist Rauch, kein Feuer, das die Seele zu guten und grossen Thaten entzündet. Erkläre mir die Ursachen deines Misvergnügens näher, und du sollst sehen, daß ich Recht habe: daß deine Urtheile keine Aussprüche der kalten und ruhigen Vernunft sind, daß Leidenschaften, falsche Grundsäze, und engere Zwecke, diese Art zu sehen

bei dir hervorbringen. Sage also, welche Beschwerden hast du gegen die Vorschriften der Weisheit?

Der Leser.

Du sollst sie vernehmen. Ich hoffe, du wirst mir eingestehen, daß meine Klagen nicht ohne Grund seyen. Ich kann diß um so gewisser hoffen, denn ich weis, daß meine Absichten lauter und rein sind.

Ich.

Du hättest den lezten Zusaz besser hinweggelassen. Denn ich förchte, hier ist es eben, wo du dich am meisten täuschest, ohne es zu wissen, wo der eigentliche Siz deines Uebels ist. Es giebt einen feinern entferntern Eigennuz, so wie einen gröbern und nähern. Wir befolgen oft mit grosser Hize engere Zwecke, und wir glauben, der Gemeingeist beseele unsere Handlungen. Wir thun und wollen gutes, aber nicht allzeit aus guten, aus den besten Absichten. Wir unternehmen weit häufiger gute Handlungen, weil Glük, Ehre, Beifall damit verbunden sind. Diese Tugend ist sodann unvollkommen, weil ihre Quelle un-

unrein ist, und die Früchte, die sie hervorbringt, sind es nicht minder. Beobachte die Handlungen derer, so um dich sind, du wirst finden, daß die meisten aus diesem Antriebe gutes thun: daß sie also unter dem vielen Guten nur dasjenige thun, was diese engere Absichten gewährt, daß sie alles übrige oft grössere Gute unterlassen, daß sie selbst das, was sie bisher gethan, nicht weiter thun, sobald sich diese Aussichten vermindern, daß sie sodann sogar das Gegentheil thun. Nennst du nun das Tugend, sich der Tugend als Mittel zu bedienen, um andere niedrigere Zwecke zu erreichen? Glaube mir, lieber Leser! denn du kannst dich selbst aus täglicher Erfahrung davon überzeugen, diese und keine andere Tugend ist die Tugend der heutigen Menschen. Jede Regierung kann dir zum Beweise dienen. Gute Thaten werden dort in dem Maas zum Vorschein kommen, als sinnliche Vortheile damit verbunden, als sie von oben begünstiget, als sie Mittel sind, zu Ehre, zu Macht, zu hohen Stellen zu gelangen. Es fehlt noch immer an der Grösse, Hoheit und Lauterkeit der Bewegungs-Gründe. Menschen brauchen noch immer sehr viele sinnliche Auffor-

derungen und Belohnungen, und ich vermisse die Regierung, welche die Kunst versteht, oder den Willen und das Interesse hat, sie gehörig zu vertheilen. Der Staat hat ebenfalls seine Leidenschaften, die ihn bewegen, seine Zwecke, die er verfolgt. Diese liegen ihm näher. Er macht also die Menschen, wie er sie braucht, nicht wie sie seyn sollen. Seine Absichten können gar oft mit einem mindern Grad der Moralität erreicht werden, darum ist Sittlichkeit nicht nothwendig der Zweck von jeder Regierung. So ist Eitelkeit ganz gewis ein grosser sittlicher Mangel: Luxus und Schwelgerei sind es nicht minder. Sie sind aber gar oft das Mittel, andere Völker von sich abhängig zu erhalten, und fremden Geldzufluß zu vermehren. Welche Regierung kann sich entschliessen, diesen Vortheilen zu entsagen, sie der Sittlichkeit aufzuopfern? und wenn sie das nicht kann, erhalten sodann nicht alle Folgen der Eitelkeit und des Luxus eine stillschweigende Sanktion? wird dieser Staatsvortheil nicht verursachen, daß die Geseze sich widersprechen? daß man von der einen Seite begünstiget, was man auf einer anderen verbietet? daß auch die übrigen Anstalten dahin

gehen,

gehen, den Hang zur Eitelkeit und Luxus zu ernähren, zu ermuntern, und die Aufforderungen zu den entgegengesezten Tugenden zu vermindern?

Der Leser.

Ich will das eingestehen, und kann es nicht läugnen. Aber mich wirst du doch nicht eher verdammen, als bis du mich gehört hast?

Ich.

Laß sehen, ob du so rein bist.

Der Leser.

Wenn ein fühlbares Herz, voll von Idealen einer besseren Welt —

Ich.

Ohe! jam satis est.

Der Leser.

Höre mich ganz.

Ich.

Unsere Untersuchung wird mehr an Warheit gewinnen, wenn du mir erlauben wirst, einige meiner Erinnerungen sogleich beizufügen. Diß soll dich nicht hindern, deinen Vortrag fortzusezen.

Der

Der Leser.

Wenn ein fühlbares Herz —

Ich.

Wie selten vereiniget sich mit diesem ein kalter, durchaus hellsehender Verstand!

Der Leser.

Voll von Idealen einer besseren Welt —

Ich.

Warum ist diese bessere Welt nicht vorhanden, wenn sie kein Traum ist?

Der Leser.

Warm von den heissesten Wünschen für die Verbesserung der gegenwärtigen Welt —

Ich.

Sage vielmehr für die Verbesserung deines Zustandes und deiner Lage.

Der Leser.

Unermüdet in Erfindung der hiezu nöthigen Entwürfe und Anstalten —

Ich.

Ich.

Die in diese Weltordnung gar nicht passen, und wenn sie zu Stande kommen, mehr verderben, als nüzen.

Der Leser.

Wenn ein solcher Mensch diese seine wohlmeinende Entwürfe scheitern, sich von allen Seiten hintergangen und betrogen, und gar nichts von dem allen sieht, was er so schön gedacht und entworfen hat —

Ich.

Wer nichts will, als was die Natur will, dessen Entwürfe scheitern nicht.

Der Leser.

Wenn mein wohlmeinender Rath verlacht, mein Verdienst verkannt wird —

Ich.

Sagte ich nicht, daß dir diese Welt misfällt, weil du weniger geehret wirst. Der Maasstab, nach welchem du die Vollkommenheit der Welt bestimmest, ist der Grad der Ehre, die dir darinn zu Theile wird. Dahin gehen also deine Verbesserungen und Anstalten?

Der Leser.

Wenn ich sehe, daß sich alles verschlimmert, die Güter der Erde denen zugetheilet sind, die sie am wenigsten verdienen, und am häufigsten misbrauchen —

Ich.

Du trauest dir zu, du würdest sie vernünftiger gebrauchen, und wünschest sie zu diesem Ende für dich?

Der Leser.

Wenn Verfolgung und Verleumdung mein Antheil werden, und Hindernisse von allen Seiten zu meiner Quaal sich vereinigen: wenn ich gewahr werde, wie Gewaltthätigkeit beinahe das einzige Gesez, Eigennuz die herrschende Triebfeder aller Menschen, Unglük das beschiedene Loos aller Edlen, Verachtung der Lohn aller Bemühungen, und Niederträchtigkeit der Weg ist, um sich zu schwingen: dann, dann wankt bei mir aller Glaube an Tugend, an den Werth guter Grundsäze, an die Würde des Menschen, an die Vervollkomnung der Welt, an die mögliche Verminderung des Uebels. Dann fange ich an, meine

bisherige Grundsäze zu bezweifeln, ich halte sie für wohlmeinende Träume, finde wahr, was andere dagegen sagen, kann dem Spott und der ewigen Misbilligung nicht länger widerstehen, finde, daß ich ein unvermögender Einziger bin, gegen die Millionen, die mich verlachen: ich finde mich sodann weiser, wenn ich meine Grundsäze, die mich quälen, mit den ihrigen verwechsle: oder ich verzweifle vollends an aller Tugend, und werde ein Hasser der Vernunft und der Menschen.

Ich.

Diese Würkung muß erfolgen, sobald solche Ursachen, solche Grundsäze vorausgehen. Wer so denkt, mus auch nothwendig mit dir ein gleiches empfinden.

Der Leser.

Verdamme mich nun, wenn du kannst.

Ich.

Das kann ich. Welch eine Sammlung von überspannten halbwahren und ganz falschen Säzen bewahrst du in deinem Gehirn? Und du bei dieser falschen Stimmung deines Geistes! kannst

du dich noch wundern, daß die Welt so wenig anziehendes für dich habe? Wie kannst du dann auf diese Grundsäze vertrauen, wenn sie dich quälen? Und wenn sie das thun, warum veränderst du sie nicht mit andern? Warum versuchst du nicht wenigstens, welches sodann der Erfolg für deine Seelenruhe seyn werde? Laß uns dieses versuchen.

Du bist, wie du sagst, voll von Idealen einer besseren Welt.

Der Leser.

Ist vielleicht keine Welt möglich, worinn weniger Ungerechtigkeiten geschehen, wo die Menschen weniger verderbt sind?

Ich.

Wenn sie möglich wäre, so wäre sie auch vorhanden. Woher weißt du denn, daß das Verderben der Menschen so gros sey?

Der Leser.

Ich glaube ihre Thaten beweisen es.

Ich.

Und du glaubst, die Welt werde besser seyn, wenn dermalen weniger Uebel geschähe?

Der Leser.

Das glaube ich.

Ich.

Glaubst du denn nicht auch, daß dieses anscheinende Verderben seinen Zweck habe? In deiner Welt würde also gar kein Verderben seyn?

Der Leser.

Eine solche Welt wäre ganz gewis vollkommen.

Ich.

Deine Menschen würden also nie irren, nie das Falsche mit dem Wahren verwechslen?

Der Leser.

Das müste so seyn.

Ich.

Hast du aber vorher bedacht, ob das möglich sey?

Der Leser.

Warum nicht?

Ich.

Deine Menschen bleiben doch endliche Wesen?

Der Leser.

Das bleiben sie.

Ich.

Sie haben also auch endliche Kräften, einen endlichen Verstand?

Der Leser.

Es würde schwer halten, alle Schranken unserer Kräfte aufzuheben.

Ich.

Deine Menschen würden also auch irren, und handeln, wie die Menschen, die dir so grossen Unwillen erwecken?

Der Leser.

Ich dächte der Lauf der Welt liesse sich doch wenigstens auf eine unschädlichere Art ordnen?

Ich.

Ich.

So bist du weiser als Gott — glaubst du, daß nicht jeder andere sich ein gleiches zutraue? Glaubst du, daß jeder andere die Welt nach deinen, oder vielmehr nach seinen Ideen ordnen werde? Würden diese tausend Welten, die auf diese Art in dem Gehirn von tausend so verschiedenen Menschen ihren Ursprung haben, gleich gut seyn, wenn sie würklich würden? Woher weist du, daß deine Welt unter den Vielen die beste wäre? Welcher andere glaubt das nicht eben so gut? Welchen Beweis kannst du für dich allein anführen, der nicht zugleich für alle übrige Weltenschöpfer beweist? Wars also nicht viel besser, daß der unendliche Geist bei Anordnung dieses Weltalls keinen von uns befragt hat? Daß er die Welt so geordnet, daß wir alle zum Ziel kommen, daß er das Vergnügen unter der ungeheuren Zahl der Mitwerber so getheilt, daß keiner zu Schaden komme? Daß Er das unvermeidliche Misvergnügen unwürksamer, und zum Mittel unsers Wohlergehens gemacht? — Und das alles hättest du besser geordnet? Du? Der du nur einen sehr kleinen Theil eines unermäßlichen Gan-

zen übersiehst: der du in diesem kleinen Theil alles auf dich beziehst? Sage also lieber, du hättest eine Welt gebaut, dich zum Herrn, und alle übrige zum Ballen gemacht, mit welchem deine Leidenschaften nach Gefallen spielen. Du wünschest das Vergnügen der Ruhe ohne Ermüdung, des Essens ohne Hunger, des Trinkens ohne Durst: oder kürzer zu sagen, du wünschest unmögliche Dinge, Dinge, die sich selbst zernichten; diese sind die Bestandtheile deiner Welt.

Der Leser.

Wenn diese Welt schon so gut ist, so sind also alle Anstalten zu ihrer Verbesserung überflüssig?

Ich.

Diese sind immer nothwendig: aber sie müssen in die Welt passen: sie müssen nicht mehr verändern wollen, als nach der Lage der Umstände, und der Stimmung der Menschen geschehen kann. Sie müssen nicht heute schon zu Stande bringen wollen, was erst nach Jahrtausenden möglich ist. Auf solche Anstalten führt uns die Natur und Ordnung der Welt von selbsten durch die

Bedürfnisse, die sie in uns erweckt. Diese allein sind möglich; diese allein scheitern nicht; diese allein sind keine Quelle des Misvergnügens. Und die Welt ist eben darum gut, weil sie Anstalten zu ihrer Besserung bedarf.

Nun laß uns versuchen, ob es nicht möglich sey, so viel Vergnügen zu genüssen, als du Misvergnügen empfindest. Und wie glaubst du, daß wir uns dazu anschiken müsten?

Der Leser.

Du müstest meinen bisherigen Gesichtspunkt verändern.

Ich.

Du hast meinen obigen Vortrag wohl behalten. Was müste ich weiter thun, um dazu zu gelangen?

Der Leser.

Ich denke, du müstest mir den Ungrund meiner bisherigen Vorstellungsart anschaulich machen, das Falsche davon auf eine einleuchtende Art beweisen; sodann andere Grundsäze aufstellen, von denen ich eingestehen müste, daß von ihrer Ueber-

zeugung das Vergnügen eine unzertrennbare Folge wäre.

Ich.

Das blosse Eingeständniß würde diese Würkung nur auf einen Augenblick hervorbringen. Soll das Vergnügen anhaltend werden, so wird nöthig seyn, daß du selbst mitwürkest, daß du dir alle Mühe giebst, diese Denkungsart zur Fertigkeit zu bringen, sie in deiner Seele zur herrschenden zu machen. Diß hängt sodann von Dir ab, und ist dein Werk. Mir liegt es ob, die Möglichkeit zu zeigen. Und auch da ist schon viel gewonnen, denn Viele leiden, weil sie an dieser Möglichkeit verzweiflen.

Nun höre mich also. Dein Beifall soll nicht unbedingt seyn. Ich seze folgenden Fall: von der Möglichkeit dieses Falles, von der Ausführbarkeit werde ich sogleich sprechen.

Wenn ein Mensch den überspannten Forderungen seiner Einbildungskraft weniger Gehör gäbe: wenn er statt dessen seine höhere Kräfte, Verstand und Vernunft dahin übte, sich weniger in Idealische, aber um so mehr in die würkliche Verhältnisse, in welchen er lebt,

hinein-

hineinzudenken: wenn er bedächte, warum diese vorhanden sind, wie sie sich mit den allgemeinen Weltzwecken vereinigen, und anschliessen: wenn er sodann genau erforschte, was dermalen durch diese möglich ist; und auf diese Art die Hindernisse vorhersähe, die den Entwürfen seiner Einbildungskraft entgegen stehen; wenn er bedächte, ehe er zu würklichen Anstalten schreitet, was er dadurch suche, ob er die zur Ausführung nöthige Eigenschaften habe; wenn er vorher genau und ohne Vorliebe seine Kräften berechnete, um die ungehindertere Sphäre seiner Würksamkeit zu bestimmen: wenn er sich überzeugte, daß er ein sehr kleiner Theil eines ungeheuren Ganzen ist, daß eine allwaltende Vorsicht alles zu seinem Guten, zu seinem wahren Besten geordnet habe; wenn ein Mensch, sage ich, dieses könnte, könnte sodann dieser Mensch etwas unmögliches begehren, falsche Entwürfe machen, diese Entwürfe scheitern sehen, würde er so viele unerfüllte Wünsche zählen, und das Misvergnügen empfinden, das mislungene Entwürfe, überspannte Forderungen, und unerfüllte Wünsche, das Gefühl eigener Schwäche so häufig hervorbringen?

Der Leser.

Ganz gewis nicht, aber ob er das kann?

Ich.

Von der Möglichkeit nachher. Wenn dieser Mensch weiters in allen seinen Handlungen sorgfältig bedächte, daß man die Menschen nehmen müsse, so wie sie sind: daß Disteln keine Trauben hervorbringen: daß Menschen zu ieder Zeit, und in ieder Lage das sind, was sie unter diesen Umständen seyn müssen, um erst die Lagen zu veranlassen und herbeizuführen, in welchen sie besser seyn werden: wenn er folglich von ihnen nicht mehr erwartete, als sich erwarten läst, iedesmal nur so viel thäte, als Kräfte und Umstände erlauben, sich sodann mit seinem guten Willen und reinen Absichten so wie mit dem Bewustseyn begnügte, daß nicht ieder Erfolg von ihm abhange, daß keine Pflicht zu Unmöglichkeiten verbinde, daß in solchen Fällen der blosse ernsthafte Wille so viel als die That gelte, daß er diesen Willen allzeit habe, und daß dieser ernsthafte Wille die vorzügliche Vollkommenheit seines Geistes sey, die er allzeit erreichen wird: daß diese Vollkommenheit

heit seines Geistes die Bestimmung seiner Natur sey: daß diese durch d-n Beifall der Menschen, oder durch Anerkennung seines Verdienstes so wenig Zuwachs erhalte, daß sie vielmehr durch das Gegentheil, durch Tadel, Verachtung, Unglük und Verfolgung vorzüglich befördert werde, weil diese Gelegenheit geben, Muth zu äussern, und Kräfte zu üben; daß also alle widrige Vorfälle dahin abzweken, diese Vollkommenheit in einen hohen Grad zu befördern; das derjenige Geist der vollkommenste sey, dessen gute Handlungen aus den reinesten höchsten und lautersten Bewegungsgründen geschehen: daß endlich Beifall der Menschen, Geld, Ehre, sinnlicher Genus nicht von dieser Art sind — wenn sage ich ein Mensch, diese Grundsäze statt der Deinigen in seinen Handlungen vor Augen hätte, wenn sie ihm geläufig und zur Fertigkeit würden, könnte oder würde ein solcher Mensch deine Klagen führen, so viel Misvergnügen äussern, als du so eben geäussert hast? Welches müsten die Folgen dieser Denkungsart seyn, wenn er sie hätte?

Der Leser.

Wer hat sie?

Ich.

Ich.

Dafür und darum leiden aber auch alle, die sie nicht haben. Den Grund unseres Leidens zu untersuchen, davon war ia unsre Rede. Ich sollte Mittel angeben, um weniger zu leiden? Hier sind sie.

Der Leser.

Aber solche, die keinen Menschen, sondern ein Wesen von ungleich höherer Natur voraussezen. Es sind Forderungen, die unsre Kräften übertreffen.

Ich.

Ich frage hier nicht, ob diese Mittel uns angemessen sind, ich frage, ob sie Wesen, die im Stande wären, diese Mittel zu ergreifen, zum Vergnügen fähiger und aufgelegter machen? Ob Vergnügen und Seelenruhe eine Folge dieser Denkungsart seyn müste? Das kannst du doch nicht läugnen, diese Grundsäze sind gros und erhaben? Der Geist, der sich darnach stimmt, hat deinen Beifall und Bewunderung? Der Mensch, der in allen Fällen darnach handeln, sich nie da-

von entfernen würde, wäre von allem Misvergnügen frei?

Der Leser.

Ich wünschte, daß ich es läugnen könnte, aber —

Ich.

Nun laß uns auf deine Bedenklichkeiten Rüksicht nehmen. Die Würkung dieser Grundsäze ist von dir eingestanden, aber du bezweifelst nur allein die Möglichkeit, ob es ein Mensch iemalen dazu bringen werde. Von dieser Möglichkeit ist nun die Frage. Zu diesem Ende laß uns von dem höchsten Ideal, von dem, was geschehen konnte zum Menschen herabsteigen, zu dem was würklich geschieht. Ich gestehe dir ein, kein Mensch wird es hier unten so weit bringen, daß er ganz darnach handle. Kein Mensch wird also hier unten aus derselbigen Ursache von allem Misvergnügen befreit werden; und diß mus auch so seyn, wie ich dir später zeigen werde. Nun wirst du aber doch eingestehen, daß ieder einzelne Mensch einer Vervollkomnung fähig sey?

Der Leser.

Dafür verbürgt sich die tägliche Erfahrung.

Ich.

Ich.

Du wirst nicht minder eingestehen, daß er auch seinen Verstand und Willen vervollkomnen könne?

Der Leser.

Auch dieses gestehe ich ein.

Ich.

Daß die Vollkommenheit seines Verstandes in der Menge und Richtigkeit und Deutlichkeit seiner Vorstellungen, in der Grösse und Allgemeinheit seines Gesichtspunktes; und die Vollkommenheit seines Willens in der Höhe und Lauterkeit seiner Bewegungsgründe bestehe? Auch das wirst du nicht läugnen?

Der Leser.

Ich läugne es auf keine Art.

Ich.

Du wirst eben so wenig läugnen, daß die oben von mir angeführten Grundsäze von der Art sind, daß sie die Vollkommenheit des Verstandes sowohl als des Herzens voraussezen? Daß man folglich sich ihnen nähern, sich solche mehr oder weniger eigen machen könne?

Der

Der Leser.

Eben so wenig.

Ich.

Welche mus nun die Folge einer solchen Annäherung seyn? Warum machst du sie nicht von selbst?

Der Leser.

In dem Maas, als sich iemand dieser Denkungsart nähert, wird er weniger Misvergnügen empfinden. Denn die Ursache kann nie ohne Würkung seyn.

Ich.

Nun sage weiter, was ist besser, weniger oder alles leiden?

Der Leser.

Wenn das Leiden von unsrer Natur unzertrennlich ist, so ist das schon grosser Vortheil, weniger zu leiden, daß es Mittel gibt, und wir die Fähigkeit haben, das Leiden, und das Misvergnügen zu vermindern.

Ich.

Warum leidest du also mehr, als nothwendig ist? Wo liegt die Schuld, daß du dich weniger freust?

Der Leser.

Mir scheint es, weil ich die Mittel nicht brauche, weil ich die Grundsäze, so dazu führen, nicht oft, nicht lebhaft genug denke.

Ich.

Es ist also möglich, sich mehr zu freuen, weniger Misvergnügen zu empfinden? Es giebt Wege, welche dazu führen? Welche sind nun diese Wege?

Der Leser.

Andere Grundsäze, ein veränderter Gesichtspunkt.

Ich.

Gewähren dir das deine Grundsäze, dein Gesichtspunkt?

Der Leser.

Ich würde nicht klagen, wenn dieß mein Fall wäre.

Ich.

Warum bleibst du nun dabei, warum veränderst du ihn nicht?

Der Leser.

Ich fühle mich zu schwach.

Ich.

Zu träge, wolltest du sagen. Du fühlst dich zu schwach zum Vergnügen? Das klingt sonderbar. Das wahre an der Sache ist, du scheuest Anstrengung; der Abscheu von dieser Anstrengung überwiegt deine übrige Leiden. Arbeitsamkeit, Aufmerksamkeit auf dich selbst scheint dir ein ungleich empfindlicheres Uebel, als iene, worüber du klagst. Eine lange Gewohnheit hat dir deine sehr mässige Uebel erträglicher gemacht, als diese ungewohnte Anstrengung deiner Kräfte. Das Misvergnügen der Arbeit ist dir näher, als die gute Folgen, die diese Arbeit in einiger Entfernung hervorbringen wird. Du bist zu faul, einen grossen aber entfernten Zweck gegen das Spiel deiner Leidenschaften, und gegen die Macht der sinnlichen und unmittelbaren Eindrüke und Vortheile anhaltend zu verfolgen. Der Genus und

das Vergnügen sollen sich dir von selbst darbieten: du magst nichts unternehmen, aufopfern, um solches zu erhalten. Deine Uebel sind dir lieber, als du glaubst.

Der Leser.

Wie könnten sie mir das seyn?

Ich.

Sie sind dir das, solang sie dir als Mittel erscheinen, einem grössern Uebel zu entgehen.

Der Leser.

Welches wäre dieses grössere Uebel?

Ich.

Ich habe es schon gesagt: — Anstrengung, unterbrochene Gewohnheit und Fertigkeit, Aufopferung gewisser Vortheile, die dir lieb sind, kurz — Ueberwindung deiner Trägheit.

Der Leser.

Nach deiner Meinung liegen alle Hindernisse in der Trägheit, glaubst du nicht, daß man sie mit grösserem Grunde in den verschiedenen Temperamenten suchen könne?

Ich.

O! die Temperamente!

Der Leser.

Du scheinst ihnen gar keine Würkung zuzuschreiben.

Ich.

Nicht soviel, als du gerne wolltest. Eben diese Trägheit, die ich hier bekämpfe, flüchtet sich gar gerne hinter diese Verschanzungen.

Der Leser.

Glaubst du nicht, daß die Folge eines phlegmatischen Temperaments Unthätigkeit, so wie iene eines cholerischen und sanquinischen Thätigkeit sey?

Ich.

Können die Temperamente nicht eben so gut nach den Triebfedern der Seele als nach dem Nervenbau oder Mischung der Säfte eingetheilet werden? Kann ich sodann nicht mit besserem Grund sagen, dieser Mensch sey thätig, weil er diese Triebfeder, er sey unthätig, weil er keine Triebfeder hat?

Der Leser.

Wie das?

Ich.

Kann ich nicht das alles eben so gut erklären, wenn ich sage, der Mensch, der durch die Vorstellung von Ruhe bestimmet werde, sey ein Phlegmatiker, durch die sinnliche Lust ein Sanguineus, durch die Ehre und Ehrgeiz cholerisch, durch die Furcht melankolisch?

Der Leser.

Das kann man sagen, und man erklärt vieles. Aber warum wird dieser Mensch mehr durch Furcht, ein anderer mehr durch Ehre, ein dritter mehr durch Liebe zur Ruhe bestimmt? Davon kann der lezte Grund im Körper liegen.

Ich.

Was davon im Körper liegt, mag der Arzt heilen; wenn du Recht hast, so sind die Aerzte unsere einzige und beste Moralisten. In ihren Händen ist unsre Tugend, und unsre Seele ist der Sklav, und dein Körper ihr Herr. Aber der ungleich grössere und stärkere Grund liegt gewis in der Seele. Ein Mensch wird durch Furcht bestimmt,

stimmt, nicht so fast weil er diesen Körper hat, sondern weil ihn lange Erfahrungen des Uebels gewöhnt haben, sich alle Gegenstände mehr auf der bösen als guten Seite vorzustellen. Er liebt die Ruhe, weil er Zeit seines Lebens kein lebhaftes und anhaltendes Interesse zur Thätigkeit gefunden hat.

Der Leser.

Man sieht doch, daß die Jugend weit lebhafter und thätiger sey, als das Alter. Liegt hier nicht der offenbare Grund in der grössern Lebhaftigkeit des Körpers.

Ich.

Man sagt aber auch, daß in den dreißiger Jahren das sanquinische Temperament sehr häufig in das melankolische ausarte. Soll hier nicht der Grund darinn liegen, daß man durch die Lebhaftigkeit, ich wollte lieber sagen, durch die Unerfahrenheit der Jugend so viele unangenehme Auftritte erfahren hat, die iunge Leute nöthigen, auf ihrer Hut zu seyn, um nicht fernerhin noch mehr zu erfahren?

Der Leser.

Aber warum sind Kinder so lebhaft?

Ich.

Weil sie noch wenige widrige Erfahrungen gemacht haben. Die ersten Erfahrungen legen die Grundlage zu dieser Idee, warum diese in allen andern in späteren Jahren herrschend wird. Und nach dieser herrschenden Vorstellung beweist sich das Temperament.

Der Leser.

Der Körper und das physische Temperament haben also gar keinen Einfluß?

Ich.

Wenigstens erfordert es das Interesse der Moral, daß wir diesen Einfluß nicht stärker annehmen, als er ist. Wir suchen sodann in unserem Körper, was in unsrer Seele liegt, und wir versäumen, und verzweiflen an unsrer Besserung.

Der Leser.

Sag, was du willst, ich fühle die Macht des Körpers an mir.

Ich.

Ich.

Um eine Entschuldigung für deine Fehler zu finden, die ausser dir liegt, um ohne Tadel und Vorwurf zu bleiben, wie du bist. — Glaubst du denn nicht, daß andere mit dir eben diesen Nervenbau, eben diese Mischung haben, und wie verschieden sind ihre Neigungen von den deinigen? Wenn die Temperamente so viel auf unsre Moralität vermögen, so haben auch die Sterndeuter und Astrologen recht. Es kann eben so gut darauf ankommen, in welchem Planeten oder Zeichen des Thierkreises ein Mensch gebohren sey; und ich denke, die Astronomie hat diese Ungereimtheit auf eine unwiederlegliche Art dargethan.

Der Leser.

Wie das?

Ich.

So viel den Einfluß der Zeichen des Thierkreises betrift; durch dies Vorrüken der Tag Nachtgleichen.

Der Leser.

Und was können diese wiederlegen?

Ich.

Du nimmst an nach deinen Kalendern und astrologischen Berechnungen, daß die Taggleiche des Frühiahrs im Zeichen des Widders geschehe; daß also alle Menschen, die in diesem Monat gebohren werden, den Karakter erhalten, der dem Einfluß des Widders eigen ist.

Der Leser.

Das muß man annehmen.

Ich.

Und nach astronomischen unfehlbaren Erfahrungen geschieht solche in dem Zeichen der Fische. Was hilft nun dein Urtheil, das du nach dem Einfluße des Widders gefällt hast? Bringt der Einfluß des Widders und der Fische einerlei Karakter hervor? das ist ia gegen deine eigene Bemerkungen?

Der Leser.

Aber der Einfluß der Planeten?

Ich.

Dieser nimmst du sieben an: und nun kennen wir den achten. Warum giebst du diesem

gar

gar keinen Einfluß? Hat er darum gar nicht gewürkt, weil er unbekannt war, weil ihm auf deinen astronomischen Tafeln kein Jahr zugetheilt war, dem er vorstehen soll? Nicht genug; wer sichert uns vor Bekanntwerdung eines neunten und zehnten? Laß also diese Thorheiten, suche die Gründe deiner Mängel in dir selbst auf, und gestehe aufrichtig, du bist zu schwach deine Trägheit zu überwinden.

Der Leser.

Ich gestehe es, ich bin noch weiterer Aufforderungen benöthiget, um meine Kräfte anzustrengen. Das Interesse ist noch nicht lebhaft genug.

Ich.

Das Interesse ist noch nicht lebhaft genug? Daran mangelt es dir? — und du fühlst Misvergnügen? — So leide. Deine Qualen sind Dir lieb: sie müssen noch nicht dringend und anhaltend genug seyn, oder du würdest nach iedem Schatten greifen, um Hülfe und Linderung zu finden: diese Würkung kann nicht eher erfolgen, als die Ursache verstärkt wird. Wenn bei Menschen eine Anstrengung ihrer

Kräfte

Kräfte erfolgen soll, so muß die Lage, in der sie sich würklich befinden, drükend und unangenehm seyn: sie müssen einen grossen Wohlstand für sich sehen, den diese Austrengung bewürken soll: sie müssen vorher sehen, daß es nicht unmöglich sey, durch diese Anstrengung ihrer Kräfte diesen Wohlstand zu erhalten. Diese Anstrengung wird grösser seyn, ie grösser der dermalige Druk ist, ie grösser das Gute, so wir vorher sehen, ie grössere Möglichkeit dazu zu gelangen. Wo soll es nun bei dir fehlen? Du klagst über deine Umstände? Ich habe dir gezeigt, wie du solche ins bessere zu deinem Vergnügen verändern kannst; dieses Vergnügen ist das Ziel deines Bestrebens? Und es ist möglich, solches zu erreichen? Entweder ist das erste falsch, wie ich vermuthe, oder deine Ueberzeugung von beiden leztern ist zu schwach.

Der Leser.

Die Möglichkeit, die Gewißheit des Erfolgs dieß ist, was ich am meisten bezweifle.

Ich.

Es soll also unmöglich seyn, sich dieser Denkungsart zu nähern? Unmöglich sich zu vervollkomnen?

komnen? O! dann hat Gott dem Menschen Unmöglichkeiten zur Pflicht gemacht und mit ihrer Vernachlässigung seine Verwerfung verbunden: dann hat er dem Menschen das Vergnügen zum Ziel ausgestekt, und die Kräfte verweigert, um zu diesem Ziel zu gelangen? Diejenige Menschen, welche lehren, Menschen seyen zur Quaal geschaffen, sie und die Welt seyen keiner weiteren Vervollkomnung fähig, die Menschen selbst werden nie besser und weiser als sie sind, diese Menschen scheinen mir, nebst dem, daß sie Gott lästern, eine grosse Ungereimtheit zu lehren. Sie müssen annehmen, daß Gott eine Welt geschaffen, in welcher ohne allen Zweck bloß allein Laster, Thorheiten, Fehltritte möglich und würklich sind: in welcher Weißheit, Vollkommenheit und Tugend die einzigen unmöglichen Dinge sind. Glaubst du nicht, daß es Gott angemessener, seiner würdiger, und zu unsrer Glükseeligkeit zweckmässiger sey, eine Welt zu schaffen, in welcher diese Thorheiten einen Zweck haben, wo sie die nöthige Erfahrungen geben, um zur Weisheit zu gelangen?

Der

Der Leser.

Ich kann die Wichtigkeit dieser Grundsätze immer weniger leugnen. Ich denke sogar, solche Ideen, die das einzige und alles gewähren, was ein Mensch wünschen und begehren kann, müsten Kraft ihrer Wichtigkeit, alle Menschen unaufhörlich beschäftigen? keine Untersuchung müste mehr anziehendes für sie haben. Und aus der Erfahrung werde ich gewahr, daß iede Familie, iede Stadtangelegenheit, um so mehr die Schiksaale ganzer Nationen, die Anekdoten und Politik der Höfe, ia sogar ieder physikalische Versuch ungleich mehr und lebhafteres Interesse erweken. Predige diese Grundsäze wann und wo du willst, beweise sie so einleuchtend als du kannst, du wirst wenige finden, die dir Beyfall geben, und selbst diese werden von dir gehen, und eine Stunde später handeln, als ob sie dich nicht gehört hätten. Ich im Gegentheil will dergleichen thun, als ob ich mit höheren Wesen Umgang hätte, oder die Kunst verstünde Metalle zu verwandeln, und — ich will ganz Europa um mich versammeln.

Ich.

Das hat mancherlei und sehr natürliche Ursachen, die sich im Grunde alle auf die Trägheit und Sinnlichkeit der Menschen zurük führen lassen. Zum Theil hat sich ieder Mensch über diesen Gegenstand schon ein eigenes System gemacht, durch welches ihm ein weiterer Unterricht entbehrlich wird, der ihm im Grund zu nichts dienen kann, als seine Ideen zu bestärken, oder ihn von dem Ungrund derselben zu überzeugen: und ich kenne wenige, die dieses wünschen. Durch den Religions Unterricht glauben sich ebenfalls sehr viele Menschen in den Stand gesezt, daß sie Untersuchungen dieser Art sehr leicht entbehren können: sie würden auch recht haben, wenn dieser Unterricht allzeit wäre, wie er seyn sollte; er würde ihnen zuverläßig das nemliche gewähren, denn die Ideen sind von derselbigen Art, und führen zu demselbigen Ziel. Aber aus ihrem Betragen und Handlungen läßt sich bestimmen, daß dieser Unterricht die ihm so eigene Folgen auf keine Art gewürkt habe. Indeßen beruhigen sich diese Leute dabei, glauben sich für die Zukunft hinlänglich gerüstet, und verschmähen alle

weitere

weitere Belehrung als eine ihnen unnüze ekelhafte Wiederholung des alten. Dabei gelingt es selten einem Redner oder Schriftsteller unter dieser Menge seiner vortreflichen Mitwerber, daß er einem schon so abgenuzten Gegenstande neues Interesse verschaffe, näher an das Herz spreche, die Aufmerksamkeit der Menschen durch die Neuheit und Wichtigkeit seiner Lehren vor allen anderen an sich reisse. Eine Schrift mag sehr gut seyn, aber sie ist immer eine Wiederholung dessen, was andere gesagt haben. Die Denkwürdigkeiten des Socrates bleiben immer ein vortrefliches Buch: aber ich zweifle sehr, wenn sie in unsren Zeiten, unter dieser Menge von Konkurrenten geschrieben würden, ob sie diesen ausschlüssenden Ruhm würden erhalten haben: denn die Menge des Guten vermindert seinen Werth, und der Beyfall wird getheilt. — Ein weiteres nicht unbedeutendes Hinderniß liegt in dem, der sie vorträgt. Diese Säze kommen meistens aus der Schule des Unglüks, weil dieses allein fähig ist, das Bedürfniß darnach zu erweken. Das Zeugniß eines Unglüklichen ist dem Glük verdächtig. Eine verwandte Idee führt sehr leicht zu einer anderen.

ren. Die Verachtung, welche äussere Umstände hervorbringen, erstrekt sich bis auf das Innere des Menschen. Man kann glauben, und glaubt es sehr häufig, daß ein elender Bettler Gold machen könne, denn man wünscht zu sehr dieses Geheimnis zu erfahren, die Leidenschaften mischen sich in das Spiel: aber man hat Mühe zu glauben, daß ein Unglüklicher weise seyn könne, daß er Wahrheiten erfinden könne, die beweisen, daß wir Thoren sind. Wenn Reichthum und Macht zu etwas gut sind, so wäre es, um grossen Wahrheiten bei schwachen Menschen eine günstigere Aufnahme zu verschaffen. Wenn ich reich und mächtig genug wäre, wenn ich mit meinem Vortrag sinnliche Vortheile verbinden könnte, die meisten Menschen, so um mich sind, sollten glauben, was ich will; und wenn ich lang genug lebte, die Gewohnheit sollte sodann auch bei ihren Nachkommen allen Forschungsgeist verbannen. Was ein Mächtiger sagt, und wenn es auch der platteste alltägliche Einfall wäre, hat ein ganz eigenes Interesse; bei ihnen wird nichts, in dem Unglük alles übersehen. An Grossen ist alles gros, und an Kleinen und Schwachen alles klein und

 schwach.

schwach. Wir lachen über die Wilde, daß sie nach dem greifen, was glänzt; und was thun wir? Wer schadet mehr? Der ein Stük Glas oder eine Handlung bewundert, die noch weniger als Glas ist?

Du sagtest, wenn ich mich recht erinnere, daß iede Stadtneuigkeit, sogar ieder physikalische Versuch, um so mehr das Schiksal ganzer Nationen bei Menschen ungleich mehr Interesse erweke, als die grösten Lehren der Weisheit?

Der Leser.

Das sagte ich. Aus obigem kann ich die weiteren Ursachen vermuthen. Und doch wünsche ich sie von dir zu hören.

Ich.

Hast du iemahlen erfahren, daß Menschen ohne alle Absicht handeln?

Der Leser.

Niemalen. Diese Absichten können sehr verborgen, selbst dem, der darnach handelt, unbekannt seyn, aber sie sind allzeit vorhanden. Auch ein Thor handelt darnach, obgleich nach thörichten

Ab-

Absichten. Könnte iemand ohne alle Absichten handeln, so wäre kein Grund vorhanden, warum seine Handlung eher würklich als nicht würklich geworden.

Ich.

Hast du auch gefunden, daß hohe Weisheits-Lehren unmittelbare sinnliche Vortheile gewähren, Ehre, Macht, Beifall, Reichthum, Bequemlichkeit, sinnlichen Genus?

Der Leser.

Selten oder nie.

Ich.

Aber du weist doch, daß sie ihren Werth herabsezen, daß es oft nothwendig wird, um dazu zu gelangen, sich dieser Vortheile zu entschlagen?

Der Leser.

Diß scheint allerdings nothwendig.

Ich.

Hast du nicht erfahren daß die obengenannte die häufigste allgemeinste und kräftigste Triebfe-

dern menschlicher Handlungen sind? Daß sich beinahe alle darauf zurük führen lassen?

Der Leser.

Auch dieses habe ich sehr häufig erfahren, und erfahre es noch.

Ich.

Und du wunderst dich, daß so wenige Menschen dafür Empfänglichkeit haben? Wisse also: die Vortheile der Weisheit liegen zu sehr in der Ferne: andere Gegenstände, und sinnlichere Vortheile liegen dem Menschen näher. Erstere erfordern Anstrengung und Aufopferung: bei lezten ist dies nicht nöthig. Der Eindruk des gegenwärtigen würkt stärker und lebhafter, denn er ist zusammen gesezt. Die Würkungen der Vernunft sind schwach; denn es würkt in iedem Moment nur eine einzige Vorstellung. Alle übrige Nachrichten haben mehr Neuheit: Vorwiz, Eitelkeit, andere Leidenschaften und Erwartungen werden mehr dadurch befriediget. Kannst du sagen, daß Kenntnis seiner Pflichten so sehr von anderen gesucht werde, als die Erfahrenheit in den Geheim-

nissen der Höfe? Diese giebt das Ansehen von Wichtigkeit, diese verschaft eine günstigere Aufnahme in den feineren Gesellschaften: sie giebt Unterhalt, Einfluß und Macht: sie verschaft dem Geist Beschäftigung, indem sie Gelegenheit giebt, seine Einfälle und Entwürfe zu äussern. Gegenstände des Wissens, welche dem Menschen näher liegen, die sich leichter an seine schon vorhandene Begriffe anschliessen, begünstigen seine Trägheit: er lehret ohne Anstrengung: der Bezug auf sein Wohlergehen ist einleuchtender und schneller. Menschen würden vielleicht noch weniger an diese höhere Lehren denken, wenn Religion und Erziehung nicht vorgearbeitet, und eine Fertigkeit gegründet hätten, sich ihrer oft wider Willen zu erinnern. Das gröste Hinderniß von der Würkung hoher Lehren ist die Zerstreuung, in welcher Menschen gewöhnlich leben, und die ausserordentliche Unähnlichkeit derer, die um uns sind. „Ich will den klügsten zum Narren machen, wenn er nichts als Narren sieht oder hört. Was Wunder sodann, daß die Thorheit derer, mit denen wir leben, uns ergreift, ohne es zu wissen? In einer solchen Lage ist es unmöglich, solche ernsthafte

Gegenstände so anhaltend zu verfolgen, daß sie ihre Würkung hervorbringen. Ich selbst, wenn ich unter diese Menschen gerathe, zweifle noch oft, ob denn das so ausgemacht wahr sey. Wovon ich mich auf meinem Zimmer allein, oder unter einigen ähnlich denkenden Freunden überzeugt habe. Ich sehe lauter Leute um mich, die von dem allen, was ich weis, nichts wissen, die auch nicht die geringste Lust fühlen, sich davon zu unterrichten. Ich schaue um mich herum, und erforsche mich genau, wer von uns allen der Thor ist; welchen Einfluß mein Temperament, Lage und Erziehung auf meine Grundsäze haben. Sie scheinen mir beinahe nach der Schule oder nach dem Kloster zu riechen. Ich zweifle an ihrer Brauchbarkeit, und wanke. Aber ich ermahne mich wieder, wenn ich die Anwendung mache, wenn ich gewahr werde, daß diese Menschen eben darum so handeln, weil sie diese Grundsäze nicht haben; daß sie sich auf meine eigene mir verdächtige Grundsäze berufen, so bald sie besser scheinen wollen, als sie sind, sobald sie das Betragen ihrer Gegner beurtheilen, sobald sie in Lagen kommen, wo sie ihrer benöthiget sind.

Dar-

Daraus schliesse ich, daß sie aus Vergessenheit in dieser Zerstreuung so handeln. Ich sehe, daß ich bei meiner Wahrheit noch zweifeln kann, wo sie bei ihrem Irrthum nichts gewisser als Wahrheit und Weisheit vermuten. Ich kann prüfen, wo sie gerade zu verwerfen. Das thut doch wahrlich kein Thor! daher sage mir doch niemand, daß ein ununterbrochener Weltgebrauch, ein beständiger Umgang mit Welt- und Hofleuten einer höheren Tugend nicht gefährlich werde. Man kann sich das bereden, sich damit täuschen; aber alle Erfahrungen streiten dagegen, und der alltäglichste Menschenverstand muß es einsehen, daß eine Idee, die des Tages hundertmal erneuert wird, einen ungleich tiefern Eindruk hinterlasse, eine grössere Fertigkeit gründe, als ein flüchtiger vorübergehender Gedanke, der sich höchstens alle Woche einmal so zu sagen aufdringt. Das gilt nicht blos von Hofleuten; Gelehrsamkeit, zu anhaltender immer wacher Eifer für sein Gewerb bringt die nemliche Würkung hervor. Was macht den grossen Staatsmann, den grossen Helden, den grossen Gelehrten und den grossen Mann in iedem Fach? — Beständiges Denken über diese Gegen-

stände, eine ununterbrochene Uebung. Diese machen iedem sein Geschäft zum herrschenden Gedanken seiner Seele. Alles übrige kennt er schwächer. Auf dieß allein bezieht er alles; alles andere erscheint ihm als Mittel: dieses allein füllt seine Seele. Wie viele thun das für die Tugend, für die Vollkommenheit ihrer selbst? Wem ist dieses sein dringendstes Bedürfniß? Und wie kann sie es werden in der Zerstreuung, in der wir leben? —— Also heraus aus dieser Zerstreuung, aus dem Lärmen der Welt! die Gründe der Tugend müssen öfter, und anhaltender gedacht werden. Es mus Stunden geben, wo der Mensch in sich geht, und die Gründe seiner Sittlichkeit erneuert, oder seine Moralität ist in grosser Gefahr. Wer das nicht thut, der sage nicht, daß er ein guter vollkommener Mensch sey, oder er ist ein Heuchler und Lügner gegen sich selbst. Die Religion hat, um dieses zu bewürken, sehr herrliche mit grossem Unrecht verkannte Vorschriften und Anstalten; und die Vernunft giebt ihnen vollen gänzlichen Beifall, denn sie sind aus der tiefsten unleugbarsten Menschen-Kenntniß hergenommen. Daher finden

den wir wahre Tugendfreunde allzeit in einiger Entfernung von dem Lärmen der Welt in engeren Kreisen sich ähnlich denkender Freunde. Aus diesem Grund sind einige dieser Tugendfreunde sogar auf den entgegen gesezten obgleich minder gefährlichen Einfall gerathen, das anschauliche Leben dem thätigen vorzuziehen, allen Geschäften zu entsagen, und, um sich zu sammeln, allen Verkehr mit der Welt abzuschneiden, und sich in sich selbst zurükzuziehen. Dieser Gedanke war es, der den platonisirenden Weltweisen, so wie den Mönchen und Anachoreten das Daseyn gab. Da diese Vollkommenheit nur einseitig ist, da Menschen gebohren sind, um zu handeln, und alles Wissen durch das Handeln erst seinen Werth erhält, da Menschen sich nicht trennen, sondern einander nähern sollen, so bin ich sehr entfernt, den Lobredner des kontemplativen Lebens zu machen. Aber das kann ich nicht leugnen, immerwährende Zerstreuung ist ungleich gefährlicher. In der Einsamkeit, oder in engeren Kreisen harmonirender Menschen erhält der Geist die nöthige Stimmung. Der Tugendfreund wird Stunden nöthig haben, wo er für sich lebt, sich aus der Zerstreu-

ung sammelt, die Gründe der Tugend erneuert, und sich sodann mit neuer Stärke in die Welt wagt, um ihren Verführungen zu widerstehen. — Diese Ursachen zusammen sind, was einige Mystiker das Fleisch nennen, das dem Geist widersteht; was die Aufnahme guter Grundsäze erschwert; — die Macht der Sinne über die Vernunft.

Der Leser.

So viele und so grosse Hindernisse schlagen allen Muth nieder.

Ich.

Das müssen sie nicht thun. Freilich ist der Erfolg so schnell und leicht nicht, als mancher glaubt, der ein Buch in die Welt schreibt, und sich davon nichts geringers, als eine allgemeine Bekehrung der Menschen verspricht, und sodann, wenn dieses nicht erfolgt, über unheilbares Verderben der Menschen schreiet. Die Menschen sind nicht so verdorben, als man sie beschreibt. Sie sind leichtsinnig, träg, unwissend, aber boshaft sind sie nicht. Ihr Leichtsinn muß fixirt, ihre Trägheit ermuntert, und ihre Un-

wissenheit belehrt werden. Grosse Wahrheiten haben ganz gewiß Interesse, und hohes Interesse für alle Menschen und Stände. Seit daß Welt und Menschen sind, sind sie der Gegenstand ihrer Untersuchungen. Staat, Religion, und Erziehung beschäftigen sich unaufhörlich damit. Der glüklichste Mensch geräth in Lagen, wo er ihren Werth fühlt: alle Schriften, gute und schlechte sind voll davon: und nichts beweist mehr für das Daseyn und den Werth einer Tugend, als daß selbst die, die sie am wenigsten beobachten, sich den äusserlichen Schein davon geben, sie beständig im Munde führen, und die Aussenseite der Tugend affektiren, um andere zu hintergehen. Aber nicht anhaltend, zu vorübergehend ist dieses Interesse. Noch seltener wird es iedem auf seine Art dargestellt, und entwikelt. Sehr wenige haben die Geduld, sich durch Folianten hindurch zu arbeiten, durch eine unverständliche Terminologie, eine barbarische Schreibart und Schulsprache zu erlernen, was sich in wenigen Zeilen, in gewöhnlichen iedem verständlichen Ausdrüken, in einer blühendern Schreibart, nicht aus dem Kopf, aus will-

führ-

führlichen Begriffen, und zweifelhaften Authoritäten und Stellen, sondern aus dem Herz, aus der täglichen Erfahrung, mit unläugbaren Vortheilen, sagen und beweisen läst. Ein Wort zu seiner Zeit mit Nachdruck und Beredsamkeit unterstüzt, jedem auf seine Art gesagt, mit seinen herrschenden Begriffen verbunden, dadurch zum Interesse gemacht, ohne Zwang, aus Wohlwollen gesagt, auf diese Art oft wiederholt, ohne Ekel zu verursachen, das muß ungleich mehr würken, das muß Wunder thun. Keiner ist, der ihm widersteht, wenn der Mann, der es sagt, es mit eigenem Beispiel unterstüzt, keine eigennüzige Absichten zeigt, wenn er auf solche Art Glauben und Vertrauen für sich hat. Das Wasser, sollte es auch nur ein Tropfe seyn, hält den Stein aus; aber oft muß es fallen. Immer erfolgt einige obgleich schwache durch die ganze Erde unmerkbare Würkung. Sie vermindert, wenn sie nicht verstärkt. Und Verminderung des Uebels ist Vorschritt des Guten. Es würkt wenigstens auf einige, und diese gelangen, wozu sie sollten.

Der

Der Leser.

Aber warum gelangen so wenige, und nur einige dazu? Ganze Völker haben noch heut zu Tag eine sehr schwache Kultur. Selbst unter policirten Völkern, wie viele gelangen gar nicht dazu? Wie viele Kinder sterben in den ersten Jahren ihres Lebens? Wie viele noch, ehe sie gebohren werden?

Ich.

Wer von allen Menschen gelangt hier unten zur Vollendung? Alle gehen unvollendet von hinnen. Aus dem nehmlichen Grunde mehr vollkommne Menschen bei einem bestimmten höhern Grad von Entwiklung ihrer Kräfte hier stehen bleiben, aus eben demselbigen beschliessen andere mit einem ungleich niedrigern Grad ihre Laufbahn. Dieses Stillstehen bei den einen sowohl als bei den andern muß seinen Zweck haben. Und da alles in der Welt zum guten geordnet ist, zur Glükseligkeit aller Wesen; da die Einrichtung der Welt vorzüglich dahin sehr sichtbar abzweckt, die Geisteskräften zu entwiklen, und ein Reich der Geister zu veranstal-

ten; so ist auch zu vermuthen, daß alle vorstellende Kräfte, die hier dermalen zurükstehen, die Reihe ihrer höhern Entwiklung dereinst ebenfalls treffen werde, durch Mittel und Anstalten, die der Vorsicht allein bekannt sind; denn es ist einleuchtend, und streitet mit den Eigenschaften Gottes, daß die Glükseeligkeit der übrigen auf Unkosten eines einzigen denkenden Wesens sollte erhalten werden. Alle sind Geschöpfe eines einzigen Herrn, und haben gleiche Ansprüche auf seine Güte und Gnade. Gott führt uns alle durch sehr verschiedene Wege zu demselbigen Ziel. Diß giebt seinem erstaunlichen Werk eine ungleich grössere Mannigfaltigkeit, und eben darum einen noch höhern Grad der Vollkommenheit, daß Billionen und Billionen der Kräfte, die dem ersten Anscheine nach sich zu zerstöhren, und eine gegentheilige Richtung zu nehmen scheinen, sich doch so wunderbar auf so entgegen gesezten Wegen zu einem einzigen Ziel vereinigen. Daher ist es gar nicht nothwendig, daß alle Menschen in gleichem Grade hier unten vollendet werden. Und wir schliessen aus der Erfahrung, daß gar keiner hier unten

vol-

vollendet wird, mit grösserem Grund, mit einem hohen Grad der Gewißheit auf eine weitere Fortdauer aller denkenden Wesen: weil in der Natur nichts halb geschieht, weil diese halb vollendete theilweise Vervollkomnung gar keinen Zweck hätte: weil sodann so viele und die grösten Gegenstände der Erkenntniß, die wir sehr unvollkommen vorhersehen, ohne Subiekt wären, das sie erkennt; weil ausser unsrer Unwissenheit kein Grund angegeben werden kann, warum Wesen, deren Eigenschaft ist, weiter und weiter zu gehen, hier auf einmal bei diesem bestimmten Grad der Vervollkommung stillstehen sollen, da noch weitere Vorschritte möglich, und nicht bloß möglich, sondern sogar nothwendig sind: indem es in der Natur Gottes liegt, keine unvollendete Werke zu schaffen, sondern diesen den möglichsten Grad von Vollkommenheit zu geben. Es scheint also vielmehr, daß ieder Mensch, iedes Volk seinen eigenen Weg zur Vervollkomnung gehe, daß der eine früher, der andere später, dieser auf diese, der andere auf eine andere obgleich dermalen verborgene Art dazu gelange. — Ich will nicht läugnen, daß der Zustand wilder Völker, und aller Kinder,

die vor dem Gebrauch ihrer Vernunft versterben, sehr unvollkommen sey; aber unglüklich ist dieser Zustand nicht, und er hat seine eigene Freuden, die für Menschen von höherer Kultur wenig anziehendes haben. Wenn ich bedenke, daß in den ältern Zeiten der Welt noch ungleich mehrere Völker in dem Zustand der Wildheit gewesen, wenn ich bemerke, daß sie indessen zu sehr policirten Völkern herangewachsen, wenn ich erforsche, wozu ihre Wildheit genuzt; so scheint mir das Zurückbleiben der heutigen Wilden nicht minder nothwendig, um, wie ich zeigen werde, durch sie zu seiner Zeit manche Bedürfnisse, und durch solche manche Entdekungen zu veranlassen.

Der Leser.

Du äusserst hier viele schöne Vermuthungen. Aber Vermuthungen sind keine Beweise.

Ich.

Meine Vermuthungen sind nicht ganz ohne Grund; und die Folge soll zeigen, daß sie sich zu einen hohen Grad der Gewisheit erheben lassen. Es kömmt darauf an, ob sie sich zu den übrigen

Säzen, die ich noch vortragen werde, und die sich strenger beweisen lassen, schiken, ob sie nicht sogar durch selbe nothwendig werden. — Du sprachst auch von Menschen in policirten Ländern, warum auch deren so wenige zur Vollkommenheit gelangen?

Der Leser.

Davon sprach ich.

Ich.

Ich glaube schon oben einige Ursachen angegeben zu haben. Ich habe sie in den noch immer zu geringen und schwachen Anstalten gefunden, welche bei diesen Menschen kein grösseres lebhafteres Interesse erweken, und sich dadurch auffordern, ihre natürliche Trägheit zu überwinden, dem stärkern Eindruk des sinnlichen zu widerstehen, die entfernten Folgen vorher zu sehen, nicht aus dem Gesicht zu verlieren, und ihre Leidenschaften zu bekämpfen. Diese Trägheit ist die wahre Erbsünde unsers Geschlechts, und ich möchte sagen, die Mutter und Quelle aller Laster und Thorheiten. Sogar alle Fehler der Hize und Uebereilung beziehen sich darauf: denn wenn ich

es genau nehmen will, so ist aller Zug, den das Sinnliche hat, das Resultat unsrer Trägheit, die an Gegenständen nicht verweilen kann, sondern um das Leere der Seele zu füllen, alles ergreift, was ihr am wenigsten Mühe kostet, uns sich so zu sagen von selbst darbietet. Diese Trägheit leuchtet aus allen unsren Handlungen hervor; sie verhindert uns alles das Gute zu thun, das wir im Grunde sehr gerne wollten. So kannst du finden, daß ein Mensch, der sich des Mitleidens anderer auf keine Art unwürdig gemacht, im Unglük allgemein und sehr lebhaft bedauert werde, denn dies kostet keine Mühe, und kann ohne Aufopferungen geschehen. Es ist gewis noch viele und grosse Gutmüthigkeit unter den Menschen, aber zu vorübergehend, zu wenig anhaltend ist solche: sie schlumert so zu sagen nur, und sie braucht wiederholte Veranlassungen, die sie weken. Sonst tritt gänzliche Vergessenheit bald wieder an die Stelle der vorhergehenden Theilnehmung. Daher ist ein kurzes und schnell vorübergehendes Mitleiden alles was man im Unglük von andern erwarten kann. Hülfe, die uns oft nothwendiger wäre, als blosses Bedauern, dazu

haben

haben die Menschen zu wenig Sinn und Elasticität ihrer Kraft. Hülfe kann ohne Anstrengung und Thätigkeit nicht geleistet werden. Hier müssen wir lebhaft aufgefordert werden, unsre Trägheit zu überwinden. Dazu ist ein grosses Interesse nothwendig? und die Anstalten fehlen, die solches erweken.

Der Leser.

Das ist eben, was mich befremdet. Warum fehlen diese Anstalten, die uns das Interesse geben, unsre angebohrne Trägheit zu überwinden.

Ich.

Bedenke, daß die Welt ein Ganzes ist: daß du, ieder andere, dein Staat, ein Theil von diesem Ganzen sind; daß alle Theile auf und in einander würken; daß sich ieder Theil nach den gleichzeitigen Veränderungen des Ganzen richten müsse, oder diese Welt hört auf, ein Ganzes zu seyn; daß also die Veränderungen und Bestimmungen eines ieden einzelnen Theiles, folglich auch von iedem gegebenen Lande nach dem Plan der Vorsicht so beschaffen seyn müssen, daß sie zu den übrigen passen, diese nicht hindern, ob sie

gleich, nach engern Absichten betrachtet, als Hindernisse erscheinen. Du wirst dadurch einsehen, daß viele Dinge an sich in der Speculation, in abstracto, auf unsrem Zimmer und Studierstube sehr möglich seyen, die in einem bestimmten Zusammenhang helle Unmöglichkeiten sind. Nun ist aber dieser Zusammenhang der Dinge und kein anderer vorhanden, und es kann folglich nur geschehen, was durch diesen herbeigeführt und nothwendig wird: Es kann nur an dem Ort und in der Zeit würklich werden, die dieser bestimmte Zusammenhang erfordert. Du must auch weiter bedenken, daß, so wie alle Völker der älteren Welt den heutigen Nationen vorgearbeitet, aus eben diesem Grund in diesem Zusammenhang nicht allein auf diese heutige Völker, sondern eben so gut auf alle folgende Völker und Generationen Rükſicht genommen werde; daß ieder dieser Generationen in dem Plan des Weltalls eine ihr allein eigene Rolle und Geschäft zugetheilt worden: daß iede vorhergehende die nachfolgende dazu vorbereiten müsse; daß endlich die Total-Summa dieser so zwekmässig nach ihrem Ort und Zeit vertheilten Rollen und Geschäften das grosse

Schau-

Schauspiel gebe, welches wir Welt nennen, dessen fortschreitende Entwiklung beständig zu einem höhern Grad von Vollkommenheit und Glükseeligkeit führet. — Diese Anstalten fehlen also noch, weil die allgemein vorbereitende Ursachen derselben noch nicht vorhanden sind: weil das Bedürfniß darnach noch nicht allgemein genug ist: weil die, so diese Anstalten treffen könnten und sollten, dieses Bedürfniß am allerwenigsten fühlen; weil diese andere lebhaftere Bedürfnisse haben, engere Zwecke, deren Befriedigung und Erreichung ihnen näher liegt. — Verlange also keine widersprechende Dinge. Wer wird und kann sich nach hoher Moralität bestreben, dazu Anstalten treffen, solang diese Moralität kein Interesse giebt?

Der Leser.

Die Moralität giebt also gar kein Interesse?

Ich.

Ein sehr hohes. Aber nicht das, was die Menschen kraft ihrer dermaligen Stimmung suchen: kein nahes sinnliches Interesse.

Der Leser.

Diejenigen werden doch moralisch handeln, die dieses hohe Interesse fühlen?

Ich.

Deren sind sehr wenige. Und was können sie ohne Macht? Sie selbst werden am Ende zweifelhaft und irre geführt. Wenn ich mit Moralität gar nichts, oder wohl gar das Gegentheil, Verachtung, Elend, Tod, mit einem sehr schwachen Grad der Moralität, oder mit gar keinem alles erhalten kann, wer um aller Welt willen hat da Lust gut zu seyn? Welches nähere Interesse giebt hier die Moralität? Wer fragt dich nach deinem innerlichen Werth? Wo erscheinet dieser? Thue gutes — werde in einem Land darüber unglüklich, und du wirst erfahren, daß die Welt keine Freistadt für dich hat; die Geburt allein kann dem unbedeutendsten Menschen geben, was keine Tugend, kein Verdienst giebt. Welche Vorzüge gewährt nicht der Aufwand und äussere Pracht! und welche Laster werden dadurch begünstiget!

Der

Der Leser.

Warum steuert man nicht solchen Einladungen und Verführungen von Seiten der Regierung.

Ich.

Man will es zuweilen, aber man kann nicht. Es erscheinen Verordnungen, und sie sind zu unkräftig. Die Theorie liegt mit der Praxis im Streit.

Der Leser.

Man sollte mit grösserem Ernst auf die Ausübung dringen.

Ich.

Das ist leichter gesagt als gethan. Du bedenkst nicht, daß man andere Dinge zugleich aufheben würde, die sehr grosse Vortheile gewähren. Man müste gegen seinen eigenen Zweck und Plan handeln, in welchen diese Mängel als Mittel mit eingeflochten sind. —

Der Leser.

So mus also der Zweck wenig taugen. Warum hat man einen solchen Zweck?

Ich.

Warum haben ihn einzelne Menschen?

Der Leser.

Weil sie sinnlich sind, weil sie nach unmittelbaren Vortheilen haschen, weil sie den Leidenschaften mehr folgen als der Vernunft.

Ich.

Nenne mir einen Staat, der nicht ebenfalls aus Menschen besteht. Bei dem Staat kömmt noch eine eigene stärkere Ursache hinzu.

Der Leser.

Welche?

Ich.

Impunität. Die Leidenschaften einzelner in Staaten vereinigter Menschen, ihre schädliche

Aeus-

Aeusserungen können doch durch die oberste Gewalt zurükgehalten werden, wenn und in so fern sie dem Zweck der Regierung gefährlich werden. Aber was hält Völker gegen Völker zurük?

Der Leser.

Ihr eigener Vortheil.

Ich.

Wenn aber die Macht gegen den zu befürchtenden Schaden hinlänglich sichert?

Der Leser.

Dies bringt Gegenvereinigung hervor. Niemand kann sich über alle erheben.

Ich.

Aber diß zwingt doch diese schwächere oder gleiche, daß ihre Anstalten dahin gehen müssen, gegen Unterdrükung gesichert zu seyn?

Der Leser.

Ganz gewis. Aber was folgt daraus?

Ich.

Daß der Vorsteher einer solchen Nation seinem Volk nicht mehr die Verfassung geben kann, die er wollte; nicht mehr die möglich beste, sondern die, welche diese Umstände, seine Sicherheit von aussen, erfordern wird. Hier erhalten sodann ganz eigene Tugenden einen Werth. Hier entstehen ganz eigene Interesse. — Du glaubst doch, daß iede Regierung einen Zweck habe?

Der Leser.

Ohne diesem würde sie den Namen einer Regierung nicht verdienen.

Ich.

Daß sie dazu Mittel haben müsse?

Der Leser.

Ohne diese würde ihr Zweck eine Thorheit seyn.

Ich.

Daß sich diese Mittel allzeit nach dem Zweck richten? Nach diesem verschieden sind?

Der

Der Leser.

Das müssen sie seyn.

Ich.

Also andere, wenn der Zweck der Regierung blos allein innerliche Ruhe und Sicherheit ist? Wieder andere, wenn Handel und Reichthum der Zweck sind? Und abermal andere, wenn Vergrösserung die Absicht ist? Und noch andere, wenn Vertheidigung der Zweck ist? Und wieder andere, wenn Erweiterung seiner Gewalt, und Vergrösserung der Staats-Einkünfte der lezte Zweck einer Regierung ist?

Der Leser.

Ganz gewis.

Ich.

Glaubst du nicht, daß eine solche Regierung, die z. B. Aufnahme des Handels zum Zweck hat, alles begünstigen müsse, was den Handel in Aufnahm bringt, was ihre Nachbarn schwächt?

Der Leser.

Es scheint so.

Ich.

Glaubst du nicht, daß ein solcher Staat mit solchen Absichten oft nöthig haben werde, andere benachbarte Völker in der Dummheit, Faulheit zu erhalten, um sie von sich abhängiger zu machen? Daß, wenn vollends der Regent sich an die Stelle der Nation sezt, und absolute Gewalt zum Zweck hat, daß, sage ich, es nöthig seyn wird, sich über den gesellschaftlichen Vertrag hinwegzusezen, und seine eigene Nation in der Blindheit zu erhalten?

Der Leser.

Es ist traurig, daß ich es eingestehen muß.

Ich.

Glaubst du, daß Moralität und Aufklärung Mittel zu solchen Zwecken sind?

Der Leser.

Unmöglich!

Ich.

Ich.

Du wirst doch auch aus der Geschichte aller Zeiten gewahr, daß die Regierungen sehr häufig solche engere Zwecke haben, oder durch ihre Lage, Zeiten, und Umstände genöthiget werden, solche vor andern bessern zu erwählen? So kannst du noch heut zu Tag in vielen Ländern finden, daß man den Müssiggang und Aberglauben mit dem ganzen Gefolg aller damit verbundenen Laster unterhalte, weil es geschieht, daß beide einen grössern Absaz der Lebensmitteln verursachen, und eben dadurch gewisse Kammergefälle vermehren. — Heist das nicht, den Baum umhauen, um die Früchte davon zu sammeln? Heist das nicht zur Schwelgerey und unordentlichen Lebensart auffordern, sie begünstigen, durch Geseze gebieten, und die Unsittlichkeit zur Quelle seiner Finanzen und Einkünfte erheben? Widerspruch gebieten, und Menschen sodann straffen, weil sie den Staats-Zweck befördern? Und dieß sey nur ein einziges der tausend Beyspiele und Widersprüche in ieder Regierung, des Kampfs, in welchem die Moral zu ihrem Nachtheil mit der Politik liegt, die ich anführen

könnte, die du selbst finden kannst, wenn du willst.

Der Leser.

Auch das werde ich gewahr.

Ich.

Und du wunderst dich, daß die Anstalten zur Moralität fehlen? Ich sage dir noch mehr, mir scheint es, der Aufklärung unsrer Zeiten stehe auf einige Zeit eine traurige Periode bevor. Bisher war der Trieb nach Ehre, die Begierde sich auszuzeichnen, eine der stärksten Triebfedern in den Staaten von Europa. Mit ihm konnten noch grosse Thaten, Sitten, und Aufklärung bestehen. Nun scheint diesen der Handlungsgeist zu verdrängen, und die Begierde nach Reichthümern, die gefährlichste unter allen, allen Muth und Hang zu grossen Thaten zu ersticken. Hier vermehren sich sodann die unedleren Bedürfnisse, mit ihnen die Abhängigkeit, und die Begierde nach den Mitteln, solche zu befriedigen. Die Menschen werden erwerben, um zu geniessen, und sie werden einsehen, daß

Reichthümer auf eine ungleich bequemere Art alles geben und gewähren, was andere suchen. Luxus und sinnliche Lust, oder das Bestreben nach Genus werden die Folge davon seyn. Und der Aberglaube wird den Unglauben verdrängen, der den Wollüstling so gewöhnlich begleitet. Dies werden für die Sittlichkeit und Aufklärung sehr schwere Zeiten seyn. Aber sie müssen, wie ich dir zeigen werde, vorausgehen, um einen entferntern reellern Wohlstand zu gründen. Wisse also, so lang die Grossen und Mächtigen der Erde (und auch dieses ist nicht minder nothwendig, um die nöthige Erdenveränderung hervorzubringen) Vergrösserung zur Absicht haben (und welche Vorschritte der Kultur hat nicht das Menschen-Geschlecht dieser Eroberung und Vergrösserungssucht zu verdanken?) so lange sie ihren innern Einfluß auf andere Menschen durch andere Wege, die ihren sinnlichen Erwartungen weniger nachtheilig sind, eben so gut erhalten können: so lange werden alle Anstalten zu einer dauerhaften Besserung der Menschen unvollkommen und schwach seyn. Sie werden dahin gehen, die gröberen Ausbrüche

brüche der Leidenschaften zu hindern, um innere Ruhe zu erhalten; sie werden die Moralität befördern, insofern der Staats-Zweck dadurch erhalten wird. Aber sie werden sie auch hindern, sobald Staats-Vortheile kollidiren. Auch dort wo ein äusserliches Gebot der Moralität zu Hülfe kömmt, wird allzeit die Neigung bleiben, und sie wird auf Gelegenheiten lauern, wo sie sich ungestraft äussert, oder sie wird ihr Spiel besser verbergen, um feiner zu betrügen. So lang also die Tugend nur Mittel, und die Zwecke der Vorsteher nur Nebenzwecke seyn werden (und die gegenwärtige Lage der Welt leidet zu unserem eigenen grossen obgleich entfernten Vortheil keine andere) so lang werden die Sitten der Untergebenen sich nach diesen Zwecken formen, die Erziehung der Menschen, die Grundsäze, welche darinn gelegt werden, werden von der Art seyn, wie sie diese Zwecke erfordern. Die Mittel können gut seyn, in so fern sie zu diesem Zweck führen: sie können aber auch zugleich verwerflich seyn, weil es der Zweck ist; und dieser Zweck kann nur dann eine Nachsicht verdienen, wenn Lage und Umstände ihn bestimmen.

Ein

Ein solcher Staat, dessen Lage kriegerische Anstalten erfordert, kann unmöglich Mönche oder speculirende Gelehrte begünstigen, ohne seinen Untergang zu befördern. Seine Geseze können eine bloß relative Güte haben: an ihrer Stelle würden die absolut besten Geseze die Quelle eines grösseren politischen Verderbens. Eine platonische Republik ist für platonische Menschen, und für diese Zeiten eine Thorheit, ein Traum. Aber ich denke, daß sie für alle Zeiten eine Thorheit sey, daß Menschen zu gar keiner auch noch so entfernten Zeit für ähnliche Anstalten empfänglich werden, daß sie ewig bleiben, wie sie sind? Dieß denke ich gerade hin zu behaupten, sey keine mindere Thorheit, ein zu enger Gesichtspunkt, eine zu einseitige Erfahrung. — Also keine Anstalt zum Guten sowohl als Bösen kömmt ohne dem dazu beförderlichen lebhaften Bedürfniß iemalen zu Stande. An diesem Bedürfniß fehlt es noch, und wird so lange daran fehlen, als andere Bedürfnisse dringender und leichter zu befriedigen sind.

Der Leser.

Bei diesen Umständen sollte man billig zweifeln, ob Menschen dieses Bedürfniß iemalen fühlen werden. Und wenn es doch dereinst dazu kommen sollte, warum fühlen sie es so spät?

Ich.

Sie werden es so gewis fühlen, als es einige dermalen würklich schon fühlen.

Der Leser.

Was kann es helfen, daß nur einige es fühlen?

Ich.

Es wird dazu dienen, daß es von Zeit zu Zeit mehrere fühlen. Die, so es fühlen, werden ihre hierüber gesammelte Erfahrungen und Grundsäze andern mittheilen, sie in die Erziehung legen. Ihr Leiden wird sie einander näher bringen: es wird sie nöthigen, in der Vereinigung Hülfe zu suchen. Dadurch werden solche Grundsäze immer allgemeiner werden; um dem Uebel abzu-

abzuhelfen, werden Versuche und Anstalten entstehen.

Der Leser.

Die aber nie zu Stande kommen, weil sie allzeit mislingen, n. den gewünschten Erfolg haben.

Ich.

Es ist freylich wahr, wenn die Vernunft dieser sonst so privilegirten Seelen, welche die Bedürfnisse der spätern Jahrhunderte schon dermalen vorhersehen, wo andere gar nichts sehen oder vermuthen, nicht auf den Grad ausgebildet ist, daß sie ihren Würkungs-Kreis genau kennen und wissen, daß kein Erfolg vor seiner Zeit erscheinen kann, so verlieren sie sich in idealischen Welten; ihr Eifer reißt sie zu weit mit sich fort; sie stossen auf Schwierigkeiten, die sie nicht in Ueberlegung gebracht haben: sie machen Entwürfe, die gut sind, aber leider! nicht für die Zeiten passen, für welche sie gemacht werden, sie stellen sich die Ausführung zu leicht vor: und dann scheitern diese Entwürfe, und sie mit ihnen. Daraus schliessen sie sodann auf ein unheil-

heilbares Verderben der Menschen, sie verzweifeln an aller Tugend, und ihr ganzes Leben ist ein Leben des Jammers und der Qual. Aber was kann das schaden, wenn das Bedürfniß fortdauert, und immer dringender wird? Ihr Versehen wird dazu dienen, andere klüger zu machen; Es wird die nöthigen Erfahrungen und Klugheits-Regeln geben; andere werden mit besserem Erfolg die Klippen vermeiden, an welchen ihre Vorgänger gescheitert sind. Kein Gedanke zur Rettung und Besserung der Menschen geht auf diese Art verlohren: Sein Werth wird erhöht, ie älter er wird. Oder was war schon vollkommen bei seinem ersten Entstehen?

Der Leser.

Aber warum fühlen Menschen dieses Bedürfnis gar so spät? Diese Auflösung bist du mir noch schuldig.

Ich.

Hast du iemalen gesehen, daß ein Kind vor seinem Vater, der Enkel vor seinem Grosvater zur Welt komme? Hast du in den ersten

Jahren deiner Kindheit schon über diesen Gegenstand gedacht? Glaubst du nicht, daß nicht ebenfalls das ganze Geschlecht seine Kindheit, Jünglingsiahre, sein männliches und hinfälliges Alter habe, so wie ieder einzelne Mensch? Weist du nicht, daß ieder dieser Menschen seine ihm allein eigene Bedürfnisse habe? Daß die Bedürfnisse des Manns nicht die Bedürfnisse des Kindes seyen? Wie weit glaubst du sodann, daß das ganze Geschlecht würklich in seinem Alter vorgerükt sey? So weit die Geschichte reicht, hat noch keine einzige Nation den höchsten Grad der wahren Kultur erreicht: und nun schliesse auf die Kultur des ganzen Geschlechts. Einzelne Nationen sind höchstens soweit, daß sie für eine gänzliche Knechtschaft zu viel, und für eine vollständige Freiheit zu wenig aufgeklärt sind. Sie befinden sich ungefähr so weit, als Livius von seinen Zeiten schreibt, *ut nec vitia sua nec remedia pati possint*. Ihre Krankheit sowohl als Arznei sind ihnen im gleichen Grad unerträglich. So weit ist das ganze Geschlecht noch nicht. — Weist du nicht, daß alles seine Ursache habe, daß iede Ursache ihre weitere in einer unaufhörlich aufsteigenden

genden Linie forthabe? Dies giebt eine lange Reihe von Ursachen, deren keine vor der andern, sondern nur alsdann erst entstehen kann, wenn die Reihe sie trift. Menschen fühlen also dieses Bedürfnis so spät, weil dazu eine lange Reihe von Erfahrungen und sehr geläuterten Begriffen nöthig ist; weil diese Menschen kraft ihrer noch so wenig gebändigten Trägheit und Sinnlichkeit allzeit das vorziehen werden, was diese beide befriediget, was ihnen folglich näher liegt, was weniger Mühe kostet; weil Schmerz und Ungemächlichkeit ungleich fähiger sind, den undenkenden sinnlichen Haufen über seine wahre Vortheile zu belehren, als aller Unterricht der Vernunft. Diese Ungemächlichkeiten allein machen, daß dieser Haufe seinen Zustand so oft verändert, und das Wahre und Gute dabei so lange verfehlt, sich wider Willen in so mancherlei Situationen versezt sieht, bis er endlich aus Mangel und Unvermögenheit weiter zu irren das einzige Wahre trift, wozu er durch den Gebrauch der Vernunft ungleich früher hätte gelangen können. Dieß giebt sodann die Mannigfaltigkeit der Wege, auf

welchen ieder Mensch auf eine andere Art zu demselbigen Ziel geht.

Der Leser.

Dies sind ia erstaunliche Umwege? Wozu diese Umwege?

Ich.

Deine Vergessenheit nöthiget mich zu häufigen Wiederholungen. Bedenke doch, daß du nicht der einzige bist, daß eine Erde voll von Menschen und Nationen, aller auch der künftigen Zeitalter zur Vollkommenheit gelangen soll. Da mus es ia doch wahrlich eigene Mittel geben, um dieses zu bewürken. Da läßt sich unmöglich von den Mitteln zur Kultur eines einzigen Menschen auf iene eines so ungeheueren Ganzen schliessen. Ein ganzes Geschlecht lebt länger als ein einzelner Mensch: und folglich müssen die Arbeiten und Geschäfte so vertheilt seyn, daß ieder seinen Gegenstand findet, mit dem er sich beschäftigen kann. Wenn also die Welt ein Werk ist, das nicht einen Tag, sondern Myriaden von Jahren dauern soll: wenn wir selbst am elende-

sten daran wären, wenn wir schon in den ersten Stunden unseres Daseyns würden, was wir späterhin werden sollen, wenn Gott unmöglich sich wie ein Verschwender betragen kann, der um recht lebhaft zu geniessen, an einem Tag den Aufwand vieler Jahre verzehrt, um diese übrige Jahre sodann zu darben und zu betteln, wenn dies alles ist, so sind diese Ummwege nöthig. Was haben, was sind wir für die folgende Zeiten, wenn wir heut alles sind? Wie können wir an Vollkommenheit wachsen (und das wollen wir doch), wenn wir schon alles sind? Wie wollen wir mehr werden, wenn wir nie weniger sind?

Der Leser.

Du sprichst immer von Vollkommenheit des Ganzen.

Ich.

Wenn alle einzelne Wesen vollkommen werden, so wird es auch das Ganze.

Der Leser.

Wem nüzt denn diese Vollkommenheit?

Ich.

Ich.

Dir. Sie kann ohne deiner Vollkommenheit nicht bestehen. Wenn alles vollkommner wird, so kannst du doch nicht läugnen, daß sich die Unvollkommenheiten aller Wesen ausser dir, folglich die Quellen deines Misvergnügens vermindern? Für dich also, für mich, für ieden andern vervollkommnet sich die Natur, um uns häufigere und grössere Gegenstände des Vergnügens darzubieten.

Der Leser.

Du sprichst vom Wohl der künftigen Generationen? Wir sollen zurükstehen, säen, damit diese vorschreiten, einärndten? Die Welt ist also wegen der zulezt werdenden Menschen? Für diese leiden wir, alle vorhergehende Völker und Zeitalter, damit diese sich freuen sollen? Der Antheil des Leztwerdenden ist also der beste? Für diesen ist eigentlich die Welt?

Ich.

Dieser Einwurf wäre wichtig, und nicht zu widerlegen, wenn wir vernichtet würden. Aber unsre Fortdauer macht, daß wir in einem be-

stimmten Maas mit ihnen fortrüken, obgleich unter anderen Formen; Und es ist ein grosser Beweis für die Fortdauer unsres selbst.

Der Leser.

Wenn das ist, so entsteht eine neue Schwierigkeit. So ist ieder um so glüklicher, ie früher er gebohren wird; er kömmt eher zu seinem Ziel.

Ich.

Der Einwurf hätte mehr Grund, wenn nicht diese Entwiklung in der Zukunft, ohne Sprung, in Proportion der hier unten erworbenen Seeligkeits-Fähigkeit geschehe, und dort erst erworben werden müste, was hier vernachlässiget worden.

Der Leser.

Du sprichst von Umwegen, die zum Bessern, und zur Vollkommenheit führen; und ich finde, daß alles in einem beständigen Kreis auf das alte wieder zurükkommt. In allgemeinen ist das bald gesagt, aber ob sich diese Grundsäze auch auf individuelle Fälle, auf bestimmte Laster und

Verirrungen anwenden lassen, um sodann das Wohlthätige davon zu zeigen, das ist die Frage?

Ich.

Nenne mir nach Gefallen ein oder das andere Laster.

Der Leser.

Hier sind die nächsten besten, die mir einfallen. — Verschwendung und Despotismus.

Ich.

Du nennst zwei sehr wohlthätige Fehler der Menschen in Rüksicht ganzer Nationen, und der Welt. — Die Verschwendung und der Luxus führen am Ende zur einfachern Lebensart und Sitten. Dies beweist die Geschichte aller Zeiten, und der Druck des Despotismus führt zur Erfindung einer Lage, die weniger drukt: er veranlaßt Untersuchung über Menschenrechte, über die Verhältnisse der Unterthanen und Vorsteher, über ihre wechselseitige Pflichten und Rechte; diß führt auf Beschränkung der obersten Gewalt, auf Verfeinerung der politischen Verfassungen. Auch dieß beweist die Geschichte aller Zeiten.

Der

Der Leser.

Und die einfachere Lebensart artet sodann wieder nach und nach in Verschwendung und Luxus, und die minder drükende Lagen, in eben so drükende aus. Auch dieß beweist die Geschichte aller Zeiten. So durchlauft am Ende alles einen ewigen Kreislauf. Immer kommt das alte Schauspiel zum Vorschein, und nur die Schauspieler sind verändert.

Ich.

Aber immer auf eine feinere Art. Immer wird mehr Feinheit darein gebracht. Bisher ist nur immer so viel geschehen, daß die Erfahrungen häufiger und allgemeiner werden, wir selbst lernen noch beständig. Alle unsere Einrichtungen sind nicht das Bessersenn selbst? Sie sind blosse Versuche, Annäherungen, Vorschritte. Wir sammeln noch immer die nöthigen Erfahrungen, und, ich kann es nicht zu oft sagen, da müssen Lagen vorausgehen, die diese Erfahrungen veranlassen.

Der Leser.

Davon kann ich mich gar nicht überzeugen. Die ganze ältere und neuere Geschichte streitet dagegen. Wo sind heut zu Tage die grossen Männer der älteren Völker? Ihre Kenntnisse, ihre Tugenden?

Ich.

Sie werden unmerkbarer durch die Menge. Ehedem zu Zeiten der Römer und Griechen war die Kultur auf einen sehr kleinen Erdenfleck beschränkt. Aus diesem sehr geräumigen Behältniß ist sie übergeflossen, und hat sich nunmehr nicht bloß auf Europa, sie hat sich in kleinern Portionen auch auf andere Welttheile ergossen, ungleich mehrere Völker sind nun dazu gelangt, aber ihre Thaten werden von Schriftstellern weniger zur Schau ausgestellt, und die Jugend wird weniger damit bekannt. Diese lernt die Griechen und Römer früher kennen, als ihr Vaterland, als die Helden ihres Zeitalters. — Der Polytheismus ist beinahe ganz von der Erde verschwunden, nicht ohne grosse damit verbundene Vorschritte der Sittlichkeit.

Alle

Alle Welttheile kennen einen einzigen Gott. Die Mittel zur Erkenntniß sind unendlich vervielfältiget: durch den Handel, durch die Buchdrukerei und die Posten, steht so zu sagen die ganze Erde in wechselseitiger Verbindung. — Welche neue Gewerbe und Stände sind zeither entstanden? Mehrere vor dem ganz gleichgültige, oder verwerfliche Dinge haben durch die vermehrte Bedürfnisse der Menschen einen Werth erhalten, und dadurch den Unterhalt und das Vergnügen der Menschen vermehrt. — Ganze Wüsteneien, die sich auf viele Grade erstreken, unter diesen der ganze Norden von Europa sind nun blühende Wohnsize der Menschen. Diese rüken täglich einander näher. — Die ganze Oberfläche der Erde hat sich in's schönere verändert. — Nichts ist, was dem Menschen unzugänglich wäre. Diese haben sich sogar der höheren Regionen bemächtiget, nachdem die festen Theile der Erde zu weitern Entdekungen ermangeln. — Laß also immerhin, wenn du willst, die Kultur unsrer Zeiten an Intension verlohren haben, sie hat um so mehr an der Ausdehnung und Verbreitung gewonnen. Und ich denke,

extensive Vervollkommnung muß der intensiven vorhergehen, und ist kein Beweiß einer Verschlimmerung. Aber auch an Intension scheinen es mir unsre Zeiten den Römern und Griechen zuvorzuthun. Sage mir nichts von der Tugend der alten, auf die wir uns so oft berufen, und so selten nachahmen. Du selbst führst sie an, und wie viel hast du davon gethan? Du hast Gelegenheit gehabt, eben so gros zu seyn, hast sie noch beständig, und lässest sie ungenüzt vorüber? Die Tugend der Römer war die Folge ihrer Armuth; so wie sich diese mit den Eroberungen ausser Italien geendiget hatte, so wurden auch die Beispiele der Tugend immer seltener, bis sie sich endlich in den spätern Zeiten der Republik, und besonders unter den Kaisern gänzlich verlohren. Und die so beruffene graeca fides giebt nicht den besten Begriff von der griechischen Tugend. Ihre Tugend war selten mehr als politische Tugend. Aber wahre Tugend, die sich in der Hoheit und Reinigkeit der Absichten gründet, eine solche Tugend die weniger glänzt, und eben darum von höherer Natur ist, kannst du in dem Socrates finden. Aber

du

du wirst Mühe haben, noch viele seines Gleichens zu finden. Die stille häusliche Tugenden sind ganz gewiß häufiger unter uns; aber sie sind von der Art, daß die Geschichte ihrer selten erwähnt. Ich vermisse bei den alten durchaus die Helden der wahren Tugend und Sittlichkeit in der Anzahl, als sie bei uns in der einzigen Religion gefunden werden. Was soll ich von Staatsmännern und Kriegshelden sagen, die in den spätern Zeiten entstanden, die alle alten übertreffen, weil sich die Schwierigkeit, sich in diesen beiden auszuzeichnen, unendlich vermehrt. In den Wissenschaften, so wie in der Weltklugheit liegen achtzehen und mehrere Jahrhunderte von Erfahrungen vor uns, die wir benuzen können, die aber zugleich das Gebiet der menschlichen Erkenntnisse, das Feld der Entdekungen, und das Reich der Wissenschaften so erstaunlich erweitert haben, daß alle physische, chemische, astronomische, und andere Kenntnisse der älteren Welt in Vergleichung mit dieser zu einem Kinderspiel und Zeitvertreib eines müssigen Kopfs herabsinken. Alle diese Kenntnisse sind nun in iedermanns Händen, und durch die Erfindung der

 Buch-

Buchdrukerei in alle Welttheile verbreitet, und für alle Zeiten verewiget.

Der Leser.

Wir können von den Kenntnissen der Alten nicht so gut urtheilen. Manche ihrer Künste sind sogar für uns verlohren.

Ich.

Vielleicht aus der Ursache, weil wir dafür andere bessere erhalten, durch welche sie uns entbehrlich geworden sind.

Der Leser.

Dieses Urtheil kann doch unmöglich ihre historische Nachrichten gelten. Durch den Verlust der dazu nöthigen Schriftsteller sind wir in einer quälenden Ungewisheit über den ersten Zustand des menschlichen Geschlechts.

Ich.

Hievon würden sie uns ausser ihren Vermuthungen, die wir eben so gut wagen können, wenig befriedigendes geliefert haben. Sie wären doch keine Augenzeugen dieses Zustandes gewesen, denn Wilde haben keine Geschichtschreiber. Diese Geschichte und Verfassung können wir anderswo

weit besser finden: ich meine in der Lebensart und Verfassung der heutigen Wilden. Diese sind eine lebende redende Geschichte unsres ersten Zustandes, wenn wir uns mit den mosaischen Nachrichten nicht begnügen wollen.

Der Leser.

Aber dazu könnten sie uns doch nüzlich seyn, die Revolutionen unsres Erdballs, die ersten Staatsverfassungen, Religionen, Sitten und Meinungen der ersten Völker, die Abstammung und Wanderungen der ältern Nationen, den Ursprung und die Abstammung unsrer eigenen Nation bekannter zu machen.

Ich.

Ausser zweifelhaften Sagen und Traditionen würden wir auch hierüber wenig erhalten haben. Und ich glaube wir haben noch immer genug übrig, um das fehlende zu errathen, und das mangelhafte zu ergänzen. Die Geschichtbücher allein sind bei weitem noch nicht die einzige Quelle dieser Nachrichten. Die verschiedene gleichzeitige Stuffen der Kultur bei so verschiedenen heutigen Völkern unsres Erdbodens sind eine synkronisiische spre-

chende anschauliche Geschichte von der ältern Entwiklung unsres Geschlechtes, von den verschiedenen Stuffen der Kultur, die es bis auf unsere Tage durchwandert hat, von dem, was es war, von dem was es geworden ist. Die Kenntnis der menschlichen Natur trägt nicht weniger dazu bei. Wer das Spiel der menschlichen Leidenschaften, und den Gang des menschlichen Herzens genau kennt, der kann manche Lücke der Geschichte ergänzen: der schließt von der Aehnlichkeit der Würkungen auf die Aehnlichkeit der Ursachen, dem kann iede neue Geschichte eine Erläuterung der älteren seyn. Mir erklärt die Erscheinung des Cagliostro die Geschichte des Apollonius von Thyana, und Apollonius erklärt ihn entgegen. Und die beiden Zeitalter, in welchen diese Wundermänner erscheinen, sind sich selbst wechselweis der Text und Kommentar. Die Mythologie und Fabellehre, die Abstammungen der Sprachen, die Benennungen der Länder, Städte, Berge und Flüsse, die Sitten, Meinungen und Gebräuche der Völker, die Astronomie, Naturgeschichte, Denkmäler, Innschriften und Münzen sind eine ältere Geschichte, als die geschriebenen

Nachrichten der Völker. Wir fangen erst seit kurzem an, diese Quellen zur Hülfe der Geschichte zu benuzen, und sie sezen uns in Verbindung mit Kritik in Stand, nicht blos manche Lücken der ältesten Geschichte zu ergänzen, wir finden uns sogar fähig, gleichzeitige Schriftsteller auf den Grad zu berichtigen, daß wir manche tausendjährige Lüge entdeken, und in der Entfernung so viele Jahrhunderte die Ereignisse der grauesten Vorwelt mit grosser Genauigkeit bestimmen. Ich bemerke sogar in diesem für unsere Trägheit so kränkenden Verlust der älteren Schriftsteller eine höchstweise Anstalt der Vorsicht. Dadurch hat der Geist so vieler grossen Menschen eine eigene schwere Beschäftigung erhalten, seinen Wiz und Scharfsinn zu zeigen. Untersuchungen mancher Art sind dadurch veranlasset worden; ganz neue Zweige des menschlichen Wissens sind dadurch entstanden. Grosse Köpfe sind gereizt worden, einen und denselbigen Gegenstand auf verschiedenen, wo nicht auf allen Seiten zu beleuchten.

Der Leser.

Warum sind aber alle alte Völker in eine gänzliche Barbarei von dieser Stuffe der Kultur

her.

herabgesunken? Das sind doch keine Vorschritte. Sollen wir nicht mit grossem Grund vermuthen, daß auch uns dereinst ein gleiches bevorstehe?

Ich.

Laß sie, laß uns verfallen. Warum folgerst du nicht daraus, was daraus gefolgert werden muß? Warum bleibst du hier bei der blossen Thatsache stehen, und gehst nicht weiter, und erkundigst dich nicht nach den Absichten dieses Verfalls? — Weil Nationen, das Volk, in welchem du lebst, dein gröster und allgemeinster Gesichtspunkt sind. Du siehst es als etwas grosses an, das Verhältniß der verschiedenen Nationen der Erde gegen einander zu bestimmen, das Verhältniß in welchem dein Volk gegen alle übrige steht. Aber das Verhältnis dieser Nationen zum Weltzweck, wo sie als so viele Familien erscheinen, die sich nach diesen bestimmen, wie die Klugheit der Höfe, ohne es zu wissen, selbst dort, wo sie abzuweichen, entgegen zu arbeiten scheint, doch am Ende zu diesem einlenkt, dieses gröste aller Verhältnisse übersiehst du ganz! daher rührt aber auch das einseitige und unrichtige deiner Ur-

theile, das schwankende und unbestimmte deiner Maas-Regeln. Solltest du, ein Staats- und Weltmann, da alles in der Welt seinen Zweck hat, nicht weiter fragen, ob nicht auch dieser Verfall ganzer Nationen seinen Zweck habe, der als Mittel zu dem Weltzweck mit eingeflochten ist? Dahin geht und arbeitet noch keine Politik, und eben hierinn liegt die noch herrschende Unmoralität der Nationen, daß sie sich, wie einzelne Menschen, als die Zwecke der Schöpfung betrachten, und sodann alles auf sich beziehen. Dann mus freilich alles recht scheinen, was die Eigenschaft eines Mittels zu einen solchen Zweck hat. Dann werden bei Völkern alle Fehler und Mängel sichtbar, die bei einzelnen Menschen Folgen einer übermässigen Eigenliebe sind. Die Eigenliebe einzelner Menschen sowohl als ganzer Nationen entsteht aus der Vergessenheit und Nichterfüllung einer grossen Pflicht, der Pflicht sich als Mittel zu höhern Zwecken zu betrachten. Und daraus entstehen auch bei beiden alle Unordnungen und Laster. Mit diesem Gesichtspunkt allein verändern sich ihre Maas-Regeln, und die Mittel, die sie erwählen, füh-

ren besser zum Zweck. Diese Vernachlässigung dieses Gesichtspunkts erzeugt in dem Patriotismus alle Mängel des moralischen Egoismus einzelner Personen. — Aber alles wird sogleich eine andere Gestalt erhalten, so bald du dich fragen kannst, obs denn möglich sey, daß in einer Welt, wo alles seinen Zweck hat, die einzige Kultur, und der blühende Zustand einer Nation gar keinen weitern Zweck, gar keine weitere Bestimmung habe, als — zu verfallen?

Der Leser.

Geschichte und Erfahrung wissen von keinen andern.

Ich.

Du glaubst doch nicht, daß es die Absicht Gottes und der Natur seyn könne, unter den tausend Völkern des Erdbodens nur ein einziges zur Kultur zu bringen? Wenn Kultur ein Gut ist, warum soll sie es nur für einen Theil der Welt seyn? Haben nicht andere einen gleich gegründeten Anspruch darauf? Warum soll diese Reihe nicht auch andere treffen?

Der Leser.

Die Geschichte zeigt auch, daß sie von einem Volk zum anderen wandere.

Ich.

Du glaubst doch, daß es auch Mittel geben müsse, um diese Völker dahin zu bringen?

Der Leser.

Das glaube ich.

Ich.

Wenn nun der Verfall eines blühenden Volkes dazu das Mittel wäre?

Der Leser.

Das erste Volk ist doch nicht durch den Verfall eines anderen zur Kultur gebracht worden? Es gibt also andere Mittel?

Ich.

Diese sind Bevölkerung, Handel und Eroberung. Und von allen diesen ist der Verfall eine nothwendige Folge.

Der Leser.

Wie so?

Ich.

Ich.

Zu grosse Bevölkerung macht Auswanderungen nothwendig: dadurch wächst ein Nachbar. Zu grosse Bevölkerung erhöht den Werth der Lebensmitteln, und durch sie den Werth der Werke der Industrie; die Käufer und Abnehmer verlieren sich, und die Verkäufer verlieren den Reiz neue Produkte hervorzubringen. Sie fangen an zu geniessen, statt zu arbeiten, oder sie ziehen in angrenzende Gegenden, die ihrer Industrie eine günstigere Aussicht eröfnen. Der Handel vermehrt die Bevölkerung und den Reichthum, und zieht dieselben Folgen nach sich: und die Eroberungen gründen ein ungeheures Reich, das um so schlechter verwaltet wird, und zu desto grösseren Bedrükungen Anlaß giebt, ie grösser es ist, das am Ende wie die Monarchie des Alexanders, und des römischen Reichs in kleinere Theile zerfällt.

Der Leser.

Du hast die Aufnahme eines Landes durch Unterricht und Wissenschaften vergessen.

Ich.

Kein Volk der Erde ist durch Unterricht und Wissenschaften zur Kultur gebracht worden. Diese sind vielmehr Kinder einer schon vorhandenen Kultur, die das Bedürfniß nach ihnen wekt, und die nie gedeihen, bevor dieses Bedürfniß durch andere Wege, als Handel und grosse Bevölkerung gewekket worden. Wissenschaften und Künste sind Kinder des Wohllebens: und sie sind leider! die Abendröthe eines herrlichen Tages, und der Vorbothe der einbrechenden Nacht.

Der Leser.

Es ist also doch richtig, daß alle Länder verfallen, was nüzt nun im Ganzen dieß Herumwandern der Kultur.

Ich.

Kein Land verfällt so sehr, daß es zur Wildheit zurükkehrt. Die Barbarei kann eintretten. Dies zeigen die Beispiele von Griechenland und Asien. Dies wird auch unser Schiksal seyn, aber Barbarei ist keine Wildheit. Mit ihr besteht noch allzeit im Vergleich der ersten Entstehung ein grosser Grad von Kultur.

Der

Der Leser.

Ganze Länder verfallen also, um Barbaren zu bleiben, um die Wildheit mit der Barbarei zu vertauschen. Ist dieser Gewinn gros?

Ich.

Du hättest Recht, wenn es dabei bliebe; wenn nicht die Barbarei aller Erdenbewohner vorhergehen müste, ehe sie zur vollständigen Sittlichkeit gelangen, durch Wege, die sehr einfach sind, wie ich dir zeigen werde, wenn ich dir unten eine historische Uebersicht der vergangenen Zeiten darstellen, und dabei die Aussicht für die Zukunft eröfnen werde. — Aber auch aus diesem wenigen kannst du schon begreifen, wozu diese Umwege sind, warum ganze Völker verfallen, warum gerade ihr blühendster Zustand der nächste Vorbothe ihres Verfalls ist, warum Handel, Luxus, Künste, und Wissenschaften kurz vor der Periode des Verfalls in den glänzendsten Zeiten iedes Staats am höchsten steigen, sich am meisten verbreiten, und das Verderbniß der Sitten hervorbringen. Diese so sonderbare Erscheinung verursacht, daß manche Staatskluge und Weltweise sich

sich nicht entschliessen konnten, was sie von dem Werth oder Unwerth des Handels, des Luxus, der Wissenschaften urtheilen sollten. Manche derselben sind sogar um ihr Vaterland vom Untergang zu retten, auf den sonderbaren Einfall gerathen, sie als ein Uebel zu verwerfen, die Unwissenheit zu empfehlen, und allen Handel und Luxus aus ihren Ländern zu verbannen; und noch heute soll die Klugheit erst entstehen, die das eine mit dem andern auf eine bleibende Art zu vereinigen im Stande wäre. Aber diese Vorstellungsart muß nothwendig sich aufdringen, sobald ieder Staat zum Zweck der Welt gemacht wird, sobald sein Verfall nicht als ein weiteres wesentliches Mittel zu höhern Zwecken betrachtet wird. Wenn diese von mir so eben angeführte Art diese Vorfälle zu betrachten falsch, wenn im Gegentheil der gegenseitige Gesichtspunkt wahr ist, so hat Rousseau *) ganz gewiß recht; so ist der Stand der einfachsten Bedürfnisse, der Stand der Wildheit, der glüklichste Zustand des Men-

*) Discours sur L'inegalité des hommes.

Menschen; so haben wir uns zu unsrem grossen Unglük davon entfernet; so ist unsre ganze höhere Kultur und Verfeinerung unnatürlich und quälend, so ist das Beste, was wir thun können, daß wir in unsre Wälder und Hölen, zu den Speisen unsrer Voreltern, zu Kräutern und Eicheln zurükkehren. Aber wenn wir eine höhere Bestimmung haben, wenn wir diese unsre höhere Kräfte und Fähigkeiten nicht umsonst haben, wenn ein Zustand möglich ist, wo diese allein das höchste und reinste Vergnügen gewähren, wenn Welt und Menschen ein Wesen sind, das erst werden, sich entwiklen soll, wenn die bürgerliche Gesellschaft, Wissenschaften, Handel und Luxus als wesentliche Mittel durch anscheinende Umwege und Hindernisse unfehlbar dazu führen; so ändert sich nun alles auf einmal: so haben wir keine Ursache, unsren verlohrnen Zustand der Wildheit zu bedauren; wir wissen sodann, warum dies alles geschieht, warum sich mit ieder wachsenden Kultur so viele Mängel vermischen; dann erhalten alle sie begleitende Uebel einen Werth: dann ist der Mensch etwas grosses: dann beweisen alle Klagen, daß wir erst werden, was wir noch nicht

sind: und der Unterschied, und die iedesmalige Verschiedenheit der Stände und Lebensarten bezeichnet nur die Stuffe der Kultur, auf welcher in ieder Zeit unser Geschlecht steht, die entsprechende Form, in der es in ieder dieser verschiedenen Stuffen erscheint.

Und wenn weiters nach dem Vorgeben mancher Schriftsteller die bürgerliche Gesellschaft der lezte Zweck der Natur ist, wenn es falsch seyn sollte, daß diese nur ein einziges der vielen Mitteln ist, wodurch Menschen zur Vollkommenheit gelangen sollen, wenn es falsch ist, daß sich diese Mittel iederzeit mit der mindern oder grössern Empfänglichkeit der Menschen verändern, durch diese bestimmt und hervorgebracht werden: so hat auch Mandeville*) Recht: Die Laster und Thorheiten der Menschen befördern, unter einer klugen Leitung, den Zweck von ieder Regierung: durch sie werden ganze Völker blühend und gros. Ihre gänzliche Vernichtung würde alle Bande der bürgerlichen Gesellschaft schwächen und

*) La fable des abeilles.

und trennen; Menschen, die durchaus aufgeklärt und tugendhaft, und von ihren so gewöhnlichen Mängeln gänzlich befreiet wären, würden durchaus unfähig seyn, sich in so mächtigen grossen Gesellschaften dauerhaft zu vereinigen, als iene unsrer Zeiten sind. Er hat sodann Recht, daß sich der Wohlstand ganzer Länder, die Vorrechte und die Würklichkeit ganzer Stände auf diese Laster und Thorheiten gründe; daß alle Einrichtungen aufhören, die Mistrauen zum Grunde haben, daß Richter entbehrlich sind, wo keine Ungerechtigkeiten geschehen. Wo der Staat als Zweck angesehen wird, da hat iede Tugend nur den Werth eines Mittels, da gilt der Bürger mehr, als der Mensch, da hat auch das Laster einen ähnlichen Werth, da kömmts bloß auf die Umstände an, welches von beiden der Staats-Zweck öfter und näher erfordert; und die Tugend und Sittlichkeit werden in dem Maas entbehrlicher werden, als die Willkühr eintritt, und statt der Geseze Leidenschaft befiehlt.

Aber mir scheint es, er habe Unrecht, daß er um der Wenigen willen, die davon Vortheil ziehen, das ganze Menschengeschlecht zur ewigen

Thor-

Thorheit und Minderjährigkeit verdammt: daß er Kranke haben will, damit Aerzte davon leben, daß er den Vorschritt in der Vervollkommnung bezweifelt, daß er den spätesten Jahrhunderten verneint, was er an seinen Zeitgenossen vermißt, daß er die Entwiklung der Bedürfnisse, und die dadurch unmerklich veränderte Umstände gänzlich vorbeigeht, und was nur durch diese allein geschehen kann, von der Uebereilung und Gewaltthätigkeit der Menschen vergeblich erwartet, und sodann auf eine gänzliche Unmöglichkeit schließt.

So viel lieber Leser! kommt auf den Gesichtspunkt an, um paradoxe Säze minder auffallend zu finden. — Und wie verschieden sind nicht die Gesichtspunkte? Es giebt deren einen, nach solchem bin ich der Zweck der ganzen Natur, alles übrige ist Mittel: seine Grundsäze sind die Grundsäze eines Arristipp's, der neuern Epikureer, der Sophisten, und der Weltleute. — Eine scheinbare, dabei seichte und gefährliche Philosophie. Es giebt einen zweiten Gesichtspunkt, nach diesen ist die Gesellschaft, deren Theil ich bin, der Zweck, worauf sich alles bezieht. — Eine bessere Philosophie,

phie, obgleich nicht die höchste! sie hat Stuffen des Werth oder Unwerths. Dieser richtet sich nach der Nothwendigkeit, nach der Erhabenheit und nach dem Umfang dieser Gesellschaften. In dem Maas, als sie sich dem Egoismus nähert, vermindert sich ihr Werth. — Es giebt endlich einen dritten. Nach diesem ist die Vollkommenheit der Welt, die Zukunft, die innere Vervollkomnung das lezte Ziel unsrer Begierden. — Die reinste und höchste Philosophie, die Philosophie des Christenthums! der Lauf der Welt geht von der ersten aus, verliert sich in die zweite, um mit der lezten zu vollenden. Die Vorsicht bedient sich dieses längern Wegs, weil keine Würkung ohne ihre vorbereitende Ursache möglich ist, weil die Vervollkömnung des Menschen ihr eigenes Werk seyn soll, weil sie dazu mancher Triebfedern benöthiget sind, um ihre Trägheit zu überwinden, weil diese Triebfedern ihre iedesmalige Mängel sind, weil wir und die Welt die Dauer einer Ewigkeit haben sollen, weil also das Geschäft einer Ewigkeit unmöglich an dem ersten Tage zu Stande kommen konnte, ohne ein Stillstehen und Stoken aller Kräfte zu veranlassen, und ein ewiges ermüdendes Einerlei ohne

Mannigfaltigkeit über die ganze Schöpfung zu verbreiten. Da also die Welt ihrer Natur nach ein successives Wesen ist, da folglich ihr Gang mit sich bringt, daß sich alles stuffenweise entwikle, alles vorbereitet werde, und aus Gründen und Ursachen entstehe, und zu diesem Ende die widrigere und engere Interessen der Menschen nothwendig sind: so muß es auch Menschen geben, die ihre wahre Vortheile verkennen, für welche alle Beweise solcher Säze wenig oder gar nichts beweisen, die an eine solche Vervollkomnung und Entwiklung in's Bessere gar nicht glauben, für welche grosse Gesichtspunkte gar nichts anziehendes haben, oder die solche nicht anhaltend genug verfolgen, die sich selbst die Welt sind, in sich leben und schweben, die sich dem Zug des gegenwärtigen sinnlichen gänzlich überlassen, und eben dadurch den Grund zu den noch fehlenden Bedürfnissen und Erdeveränderungen legen. Es ist daher sehr natürlich, daß diese den Gründen der Moral und Vernunft weniger Gehör geben; es ist noch natürlicher, daß sie noch weniger nach den Gründen der Sittlichkeit handeln. Betrachte daher lieber die Welt als ein Problem, wie dereinst recht viel gutes zu Stand kommen soll, wie alle

Men-

Menschen dereinst glüklicher und vollkommener werden sollen. Deine Seelenruhe wird dabei sicher gewinnen. Schau sodann auf den Gang dieser Welt. Dieser ist die einzige mögliche und sehr einfache Auflösung dieser so verwikelten Aufgabe.

Der Leser.

Ein seltsamer Gang! Der gröste Theil der Menschen wäre also nichts weiter, als die Leiter, auf welcher einige Lieblinge der Vorsicht zur Glükseeligkeit hinaufsteigen? Der ungleich grössere Theil der Menschen wäre das Opfer, und würde zu einer ewigen unfreiwilligen Thorheit verdammt, damit einige zur Weisheit gelangen?

Ich.

Ich muß es also noch einmal wiederhohlen, daß nicht einige, sondern alle dazu gelangen? Aber um dieses einzusehen, hüte dich dieses Leben, diese Erdenform als ein Ganzes zu betrachten, mit welchem alles vollendet wäre. Die Folgen unsrer Handlungen erstreken sich weit über dieses Leben, über diese Erdenform hinaus. Alle auch die kleinste Vergehen des Menschen ziehen ganz gewiß Misvergnügen, folglich Straffen nach sich,

denn sie sind unvollkommene Würkungen eines minder ausgebildeten Geistes. Aber diese Straffen, insofern wir sie nach der Vernunft betrachten, sind Besserungs-Anstalten, frühere oder spätere Zurechtweisungen, die bei den Verirrten und Lasterhaften das Bedürfniß nach dem Guten und allein Wahren erweken sollen, welches sie in ihrer vorigen Glükslage weniger oder gar nicht empfunden haben. Diesen solang Glüklichen wird dereinst auch die Reihe treffen, daß er Uebel und Misvergnügen empfinde, und sehr anhaltend empfinde, damit er späterhin werde, was andere schon sind. Bei iedem Gerechten, der das Misvergnügen früher und hier unten empfindet, war dieses Misvergnügen Aufforderung zur Vervollkomnung, zur Entwiklung seiner Kräfte. Dazu waren Triebfedern und Veranlassungen nothwendig, und hiezu sind keine fähiger, als Uebel. Diese muß ieder Erdensohn erfahren, der Tugendhafte früher, der Lasterhafte später: beide zu einem Endzweck — zur Vervollkomnung ihrer Natur. Glükseeligkeit ist die Folge dieser Vervollkomnung.

So

So weit war ich gekommen lieber Leser! in meiner Bemühung, dir, wenn du leidest, deine Leiden zu versüssen, und die wohlthätigen Absichten der Vorsicht zu entwiklen. Aus eigenem Leiden habe ich mich von der Brauchbarkeit dieser Grundsäze überzeugt. Indem ich dies schreibe, ruft mich die Vorsicht auf, sie neuerdings zu prüfen, und ich werde gewahr, wie viel mir noch manglet, um meinen Geist über alle Uebel zu erheben. Noch immer rechne ich zu sehr auf einen fortdauernden Besiz gewisser Güter, und ich habe es zu wenig bedacht, daß ich bereit seyn soll, sie ieden Augenblik zu verlieren. Dafür leide ich nun: denn ich komme so eben von einem solchen Verlust. — Meine einzige Tochter ist todt. — Sie war nun bereits unter den widrigen Schiksalen ihres Vaters zur Hülfe ihrer Eltern herangewachsen, sie war schon Theilnehmerin meiner Sorgen, und ich konnte meinen Kummer in ihre Seele ergiessen. — Nun ist sie nicht mehr. — Bitter ist dieser Kelch, den ich trinke, und die Sinne stehen fertig, sich gegen die Vernunft zu empören. Aber Unglük! noch hast du mich nicht gebändiget. Ich habe noch eine Gattin, und zwei

Söhne, die ich bedauern und verlieren kann, wenn es Mittel ist, durch mein Beispiel höheren Glauben an Tugend und Menschenwürde zu erweken, und mehr Mannheit und Festigkeit unter dieses weichliche entnervte Menschengeschlecht zu bringen. — Du wirst aber doch erlauben, lieber Leser! daß ich unsre Unterredung auf eine kurze Zeit unterbreche, und dich deinem eigenen Nachdenken überlasse, um neue Kräfte zu sammeln, und den Vater nicht zu verläugnen, der sein Kind zärtlich geliebt hat.

Ruhe im Frieden liebstes Kind! aus deiner Seelenruhe, aus deinem Muth, und Entschlossenheit zu sterben, die ich mit dir meinen Feinden und Verfolgern wünsche, habe ich erkannt, daß du Blut von meinem Blut, und Fleisch von meinem Fleisch bist. Ich wünsche dir Glük zu deinem ausgestrittenen Kampf. Du bist nun durch einen frühzeitigen Tod den Gefahren und Fallstriken der Welt, der Bosheit und Arglist der Menschen, die du in deinem väterlichen Hause sehr wenig, und nur aus den Schiksalen deines Vaters gekannt hast, glüklich und auf ewig entgangen.

Aber ich bin noch hier. Ich habe das alles in einem sehr hohen Grade erfahren, du selbst warst Zeuge davon, daß man dir deinen Vater rauben wollte, und Gott allein, dem du nun näher bist, weis es, welche Schiksale ihm noch ferner bevorstehen. Du ruhest nun in dieser fremden Erde, und, was noch sonderbarer ist, innerhalb der Ringmauern desselbigen Klosters *), aus dessen sonst so friedsamen Zellen sich die ersten Stürme über das Haupt deines Vaters verbreitet haben. Ich und du hatten einst gehoft, auf unserem vaterländischen Boden an der Seite deiner vorausgegangenen von mir zärtlichst geliebten Mutter zu verwesen. Aber die Rache meiner Feinde und Verfolger hat sich auch auf dich schuldloses Kind! erstrekt. Sie haben mich und dich von ihr getrennt, sie haben uns alle hinausgestossen, als wären wir Verbrecher. Deine Wanderschaft ist nun zu Ende, denn du hast eine Ruhestätte gefunden, die

*) Sie starb den 16. November 1786. und wurde auf dem Kirchhof zu St. Emmeram in ihrer Pfarrkirche den 18ten desselbigen Monats zur Erde bestattet.

die dir niemand entziehen kann. Aber wo die Erde seyn wird, die dereinst deinen Vater deken soll, das kannst du besser wissen, ich weis es nicht. Dieses Denkmal meiner våterlichen Liebe war ich dir schuldig liebstes Kind! und nun erlaube mir, daß meine Vernunft wieder an ihre vorige Stelle trette, daß ich mir selbst zu diesem widrigen Vorfall Glůk wůnsche, daß ich Gott dafür danke, und das Gute ůberdenke, das für mich spåterhin daraus entstehen wird.

Ende des ersten Gesprächs.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weishaupt, Adam, 1748-1830

Apologie des Misvergnügens und Uebels

Bd.: [1]

Frankfurt und Leipzig 1787

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Philos.272
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11109112-2
VD18 8003568